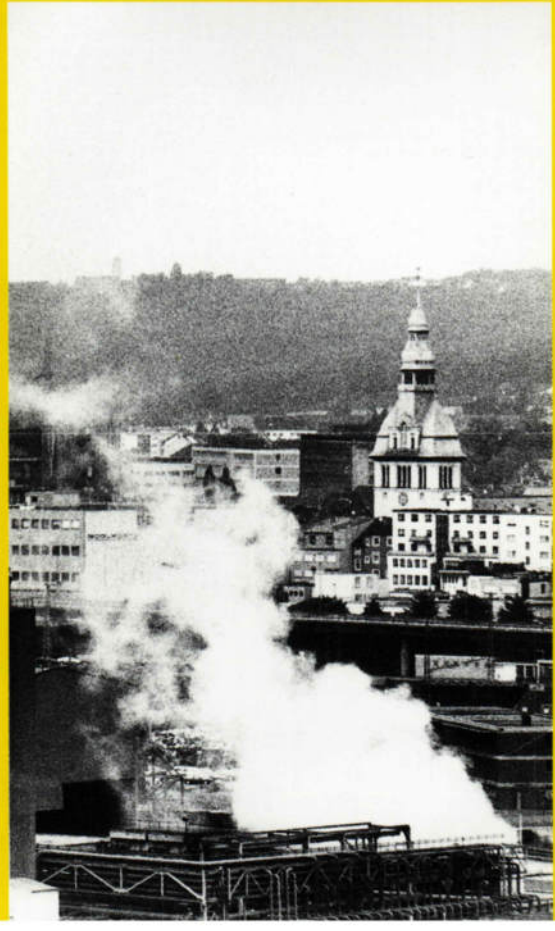
Saarbrücker HEFTE

Stadt der Superlative - häßlichste Stadt Deutschlands, dreckigster Fluß Europas, einziges industriekulturelles Erbe der Welt - Kulminationspunkt des Saarlandes; ein Stadt-Land-Fluß-Portrait mit überdurchschnittlich hohem Unterdurchschnitt jenseits des Unesco-Glanzes - **VÖLKLINGEN**

Wissenschaft:
Faszinierende Forschungsbemühungen an der Universität des Saarlandes auf dem Gebiet der Bionik

Universität:
Push oder Pull oder gar Pop? Oder nur Push and Pop? Oder ganz einfach weiterwurschteln? Die Kontroverse um die Zukunft der Universität läuft und läuft und läuft und ...

Lokalhistorie:
Feudale Gebeine unterminieren klammheimlich unsere freiheitlich demokratische Grundordnung und bringen unser gesamtes Gesellschaftssystem ins Wanken, sodaß die Mächtigen dieses Landes sich nur noch durch gegenseitiges Schulterklopfen aufrecht halten können



Kunst:
"Der Maler und sein Modell" von Aloys Ohlmann in der Galerie und außerdem ein Portrait dieses Grenzgängers zwischen Kunst und Literatur, das u. a. von Katzen und Büchern handelt

Rezensionen:
Regionalliteratur, Fördertürme, Bistros, saarländische Schriftstellerphantasien in Form von Trilogien und Steine an der Grenze - und was sonst den Büchermachern und -macherinnen hierzulande gerade wichtig genug erschien

Heft 77, Frühjahr 1997

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 77, Frühjahr 1997

Herausgeber:
Verein Saarbrücker Hefte e.V.
Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):
Dirk Bubel, Herbert Wender
Redaktion:
Bernhard Dahm, Mechthild Grandmontagne, Bernd Grass,
Hans Günter Grewer, Hans Horch, Eva Labouvie, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf,
Johannes Petrenz, Jan Schluckebier, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Reinhard Wilhelm
Redaktionsadresse:
Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon: 06 81/58 53 06, Fax: 06 81/58 54 18
Verlag:
Gollenstein Verlag GmbH, Auf Scharlen 3–5, 66440 Blieskastel, Telefon: 0 68 42/5 09-1 73, Fax: 5 09-1 90
Herstellung:
Bliesdruckerei P. Jung GmbH, Blieskastel
Layout:
Uwe Loebens, Jan Schluckebier, Herbert Wender
Verkaufspreis:
14,50 DM (Doppelheft 18,– DM)
Jahres-Abo:
22,– DM (2 Hefte zuzüglich Porto)
Abo-Bestellungen an den Verlag Gollenstein GmbH, Blieskastel
Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.
Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Dirk Bubel, Bernhard Dahm, Stefan Fricke, Hermann Gätje, Paul Ganster, Harald Glaser,
Bernd Grass, Hilde Hoherz, Jürgen Kück, Uwe Loebens, Werner Nachtigall, Aloys Ohlmann,
Rainer Petto, Helmut Schmidt, Franz-Peter Schmitt, Dietmar Schmitz, Reinhard Wilhelm,

Fotos:
Martina Rubel, Reinhard Wilhelm, Stadtarchiv Völklingen, Werksarchiv Saarstahl AG

Titelfoto:
Martina Rubel

ISBN 3-930008-25-4

**Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken,
der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“ und dem Sparkassen- und Giroverband.**

Saarbrücker

HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Editorial 3

Völklingen
Dirk Bubel
Es war einmal eine Stadt...
Gespräch mit Hans Obermann 4
Harald Glaser
Die Siedlungen der Völklinger Hütte 15
Bernhard Dahm
Völklingen - Ein Mythos lebt! 20
Bernd Grass
Die HobbyCom 24
Paul Ganster
Völklingen -
wenig Hoffnung für die Zukunft 25
Jürgen Kück
Winterreise -
Tagebuch aus der Arbeitslosigkeit 29

Universität: Das Besondere
Werner Nachtigall
Biologisches Design 40

... und das Eingemachte
Reinhard Wilhelm
Universitätsstrukturreform -
Stand der Debatte 48
Helmut Schmidt
Konzept für ein „Department of
Material Science" in Saarbrücken 54

Aktuelles aus dem
Saarländischen Feudalismus ...
Franz-Peter Schmitt
Wie fürstliche Gebeine in
heimischer Erde Individualität
und Seele eines Landes retteten 59

... und der Saarbrücker Frauengeschichte
Hilde Hoherz
Von Null auf Tausend ... Die Saarbrückerinnen.
FrauenSichtenGeschichte 66

Bibliophilosophie
Hermann Gätje
Bücher und Katzen. Annäherung an den
Katzenphilosophen Aloys Ohlman 72

Galerie
Aloys Ohlmann
Aus dem Zyklus „Maler und Modell" 76

Hans Bernhard Schiff
Nachruf 81
Berliner Ballade 82

Musik
Stefan Fricke
Wer Riesen wecken will,
darf selbst nicht schlafen 84

Rezensionen
Rainer Petto
Die Literatur in den Zeiten
der Heimatliebe 86
Hermann Gätje
Die Leiden des jungen Schöber 88
Reinhard Wilhelm
Humor ist, wenn man trotzdem lacht 90
Dietmar Schmitz
Ein Luderleben in Saarbrücken 90
Uwe Loebens
„Hier ist es wundervoll" 92
Dirk Bubel
Symbole des Landes 95
Bernd Grass
Deutsch bleibt die Saar 96

Editorial

Dieses Heft kommt später als angekündigt. Auch mit dem neuen Layout hat es (noch) nicht geklappt. Dafür haben wir die kommende Herbstausgabe mit dem Arbeitstitel „Bildung" schon in Angriff genommen. Und wir hatten an dem vorliegen Völklingen-Schwerpunkt ordentlich zu knabbern.

In Heft Nr. 64 haben wir im November 1990 die Dokumentation des damaligen „Steelopolis"-Symposions vorgelegt. Das Heft ist vergriffen und hat Wirkung gezeigt: Die „Alte Völklinger Hütte" ist Unesco-Weltkulturerbe, aus „Steelopolis" hat sich das Festival „Schichtwechsel" zu einem - möglicherweise nur kurzfristigen - festen Bestandteil der saarländischen Kultur-Highlights entwickelt, der letztjährige „Saarlandtag" stand ganz im Zeichen des Begriffs Industriekultur; - wir reihen uns gerne ganz bescheiden und ganz hinten in die lange Liste der Väter dieses Erfolges ein.

In dem vorliegenden Heft spielen diese Aspekte fast überhaupt keine Rolle. Denn wir wollten dem Phänomen Völklingen jenseits seiner Schlagzeilen-Präsenz auf die Spur kommen. Völklingen erschien uns als Kulminationspunkt der Entwicklung in diesem Land. Wir wollten die Verrottung des Systems Saarland am Beispiel dieser Stadt zeigen: verfehlte Ansiedlungspolitik in Form einer stadtzerstörerischen Warenhausburg, verfehlte Verkehrsplanung mit einem die Innenstadt einschnürenden Stelzengürtel, verfehlte Stadtplanung ohne Rücksicht auf gewachsene Strukturen (Mühlgewann, Bahnhof), fehlende Einrichtungen zur Verbesserung der Infrastruktur, die insbesondere der Integration von sogenannten Randgruppen wie Jugendlichen oder Ausländern dienen könnten...

Die Mängelliste ließe sich beliebig erweitern und sie hat demzufolge unsere Kräfte weit überschritten.

Absolut nichts wollten wir über das Weltkulturerbe bringen, das nach dem Willen der Landesregierung unbedingt als industriekulturelles Neuschwanstein vermarktet werden soll. Unter ganz bewußter Ausblendung der Völklinger Hütte hatten wir eine Art Merian-Heft im Sinn, das sich mit den Haupt- und Nebenstraßen sowie dem alltäglichen Leben in Völklingen beschäftigt. Wir wollten uns gehörig an dem satirischen Spiel ergötzen, wenn Besuchergruppen, den Kotzlachen am Bahnhof ausweichend, ihren Weg in die Innenstadt an leeerstehenden Geschäften vorbei und wieder zurück antreten, um schließlich in der Kaufhaus-Cafeteria eine Curry-Wurst oder ein Grillhähnchen touristisch zu verspeisen.

Aber all das funktionierte nicht. Soviel Sarkasmus und Zynismus konnten wir unseren Autoren und - wie wir nach und nach feststellten - nicht mal uns selber abverlangen. Wir haben es nicht fertiggebracht, uns über die arbeitslosen Eckensteher und die Gartenzwerge in den Schrebergärten und die Satelliten-behangenen Fassaden in den ehemaligen Arbeitersiedlungen per Tourismus-Vokabular lustig zu machen. Wir mußten einsehen, daß das Thema Arbeitslosigkeit - wenn überhaupt - am ehesten literarisch in den Griff zu kriegen ist, daß ein Gespräch mit einem Kenner der Stadtgeschichte wie Hans Obermann den ein oder anderen liebevollen Blick auf diese Stadt nicht aussparen kann, daß - bei aller stadtarchitektonischen Häßlichkeit - eine genaue Betrachtung der Arbeitersiedlungen sich lohnen kann.

Herausgekommen ist ein nach wie vor kritischer Blick, der - jedoch ohne Zynismus - durchaus als Beispiel für die Betrachtung dieses Landes dienlich sein kann. Die Tagebuchaufzeichnungen von Wolfgang Kück, der nur zufällig in Fürstenhausen wohnt, sind (für uns und hoffentlich auch für Sie) eine literarische Entdeckung. So gesehen, war dieser Völklingen-Schwerpunkt jenseits unseres theoretischen Konzeptes ein einziges Abenteuer, und wir hoffen, daß Sie uns ein Stück auf diesem holprigen Weg lesend begleiten wollen.

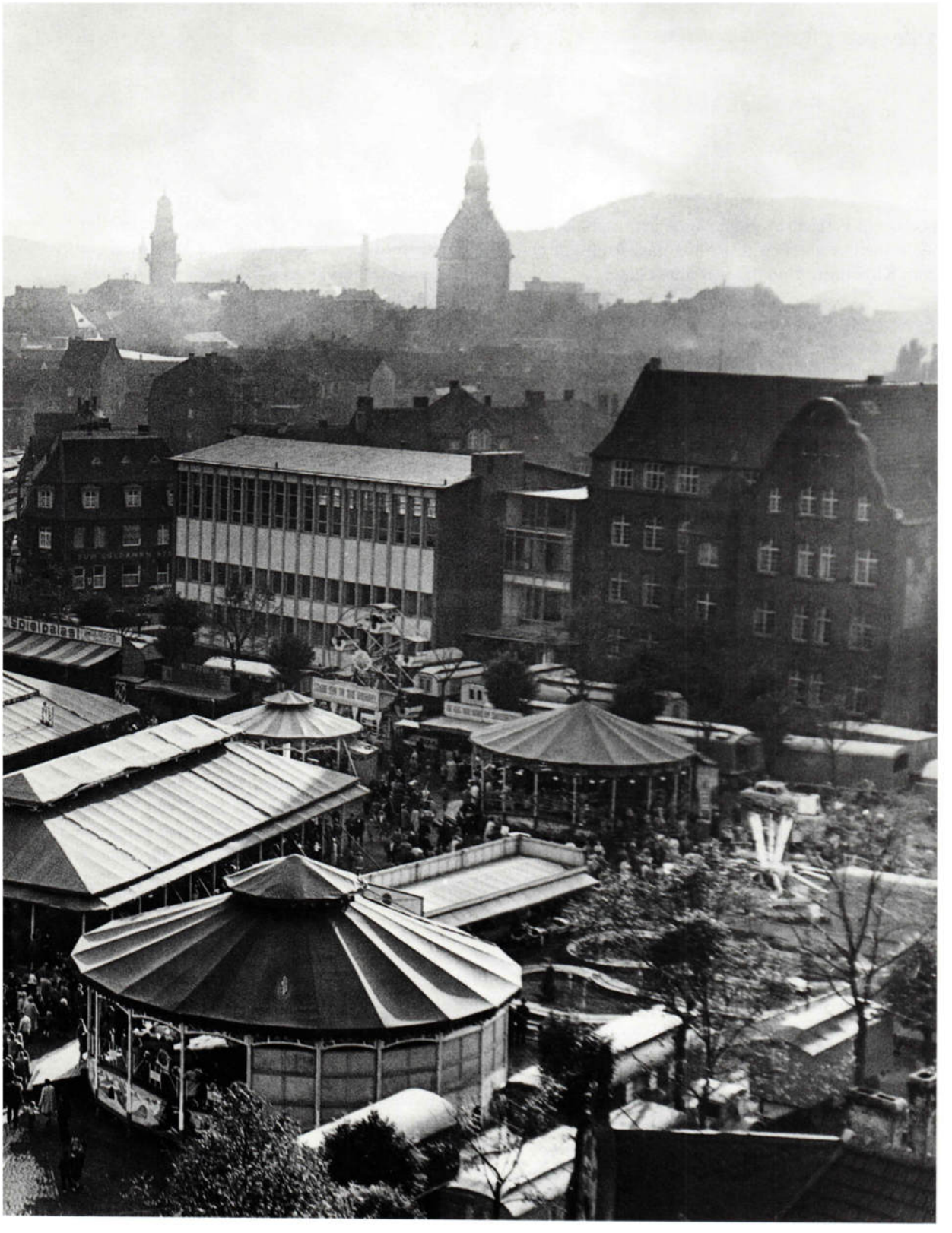
Dirk Bubel

Es war einmal eine Stadt

Gespräch mit Hans Obermann, dem Archivar der Mittelstadt Völklingen

Herr Obermann, Sie sind 1947 nach Völklingen gekommen. Was waren denn ihre ersten Eindrücke von dieser Stadt?

Nun, das war eine ganz neue Welt. Ich kam von Hermeskeil, das war ein Dorf, damals. Wenn man als kleiner Junge in eine Stadt dieser Art kommt, dann ist das eine neue Welt. Es war ein rauheres Klima. In Völklingen war es wärmer; der Hochwald war damals noch ziemlich kalt. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Es war was völlig Neues für mich. Allein schon die Riesenstadt, die ich mir straßen- und blockweise erobern mußte.



Und dann die ungewohnte Urbanität. Hier konnte man mit der Straßenbahn fahren. Und was ganz toll war: Jeden Herbst und jedes Frühjahr – ich glaube, das ging bis in die 60er Jahre – kam ein großer Zirkus auf den Hindenburgplatz. Sogar in den Notzeiten. Und dann auch noch zweimal im Jahr die Kirmes. Da waren Himmel und Menschen unterwegs. So etwas hatte ich vorher noch nie gesehen. Es gab zum Beispiel mal einen Seiltänzer, der hatte vom Giebel der Mühlgewann-Schule bis zur Evangelischen Kirche ein Seil gespannt und balancierte darauf. Der Markt, der Hindenburgplatz, die Cloosstraße, das war alles schwarz von Menschen. Das war eine Sensation. Es gab ja

noch kein Fernsehen. Heute kann man sich das gar nicht mehr vorstellen. Der ging ganz langsam bis zum Kirchturm. Und das war alles echt.

Für Sie als Kind hatte Völklingen also eine ganz starke urbane Ausstrahlung: die kulturellen Ereignisse, die Straßenbahn, die Menschenmassen?

Das war ein ganz anderer Menschenschlag. Das waren keine Bauern. Aber ich fühlte mich trotzdem heimisch. Völklingen war damals die einzige Stadt, die vom Krieg so gut wie nicht zerstört war, bis auf ein paar Ausnahmen in Wehrden und Geislautern. Der Innenstadtkern war total intakt; da gab es nur zwei ausgebrannte Häuser, während Hermeskeil sehr schwer zerstört war.
Die Stadt war intakt. Aber der Dreck hat mich gestört. Wenn man einen Augenblick draußen war, war man schwarz. Schon in fünf Minuten. Aber insgesamt war die Stadt viel schöner als heute.

Wieso sieht man heute so wenig von dieser ehemaligen Schönheit? Wieso ist kaum zu erkennen, daß diese Stadt im Krieg fast unversehrt blieb?

Der eigentliche Zerstörungsprozeß setzt nach dem wirtschaftlichen Anschluß, also nach dem „Tag X", an die Bundesrepublik Deutschland an. Man plante und baute die autogerechte Stadt, die es in Wirklichkeit natürlich nicht geben kann und nie geben wird. Dummerweise ist diese Idee bis heute in den Köpfen der Planer und Techniker. Dieser Idee fiel die Stadt Völklingen zum Opfer.
Der Hindenburgplatz beispielsweise war mit einer Doppelreihe von Bäumen umgeben. Dann wurde der Verkehr über Hohenzollern- und Danzigerstraße umgeleitet. Dort wo heute das Feuerwehrgerätehaus steht, in der ehemaligen Goethe- und heutigen Fontanestraße, da war früher eine Pferdekoppel, mitten in der Stadt. Alle größeren Straßen waren gesäumt von Straßenbäumen: in der Bismarckstraße, um das Alte Rathaus herum, überall standen Bäume. Unter Einsatz hoher Kosten werden sie nun wieder gepflanzt. Die Häuser waren zwar aufgrund des Krieges vernachlässigt, aber sie hatten noch ihre ursprüngliche Architektur und hatten noch Atmosphäre. Um den Hindenburgplatz zum Beispiel waren nur Bürgerhäuser; da gab es den Schreibwarenladen von Koitzsch unterhalb des Gymnasiums und gegenüber den Friseur, alles andere waren Wohnhäuser mit Vorgärten und teilweise sogar bepflanzten Fassaden. Das Gymnasium war wie ein Märchenschloß. Wo heute der Parkplatz ist, standen Bäume. Um einen Holzpavillon wanden sich Glyzinien. Das war richtig romantisch. Da zwitscherten die Vögel drin rum. Und oben, wo dieser Block angebaut ist, stand das Direktorenwohnhaus inmitten eines von hohen Bäumen umgebenen Parks.
Entlang der Heimstraße bis zur Freiligrathstraße war ein in den 20er Jahren angelegter Schulgarten mit exotischen Bäumen, der später verwilderte und heute nicht mehr existiert. Damals war die Stadt allerdings schon an der Schubertstraße zu Ende. In der Stadionstraße beispielsweise fuhr kein Auto. Man konnte früher ohne Probleme von der Hohenzollernstraße bis ins Schwimmbad sogar barfuß laufen. Da war die Stadt-Architektur noch total in Ordnung. Vor den Häusern standen Trauerweiden. Es gab noch keine modernen Baustoffe. Die Häuser hatten noch Schlagläden. Wo heute der Park ist im Köllertal, waren damals wegen der Lebensmittelknappheit Schrebergärten. Es waren Notzeiten. Das Schwimmbad war damals noch viel schöner und größer als heute. Das Stadion war umgeben von einer Pappelkulisse, ähnlich wie die Häuserzeile im Mühlgewann, wo heute das Neue Rathaus steht.

Die Stadt hatte damals noch eine echte Zentrumsfunktion, und die Bürgersteige wurden nicht – wie heute – bei Dunkelheit hochgeklappt?

Keineswegs, es gab es den Goldenen Stern, ein bürgerliches Lokal, und den Hüttenhof, einen riesigen Bauernhof, auf dem Kleinen Markt, der in den 50er Jahren irgendwann abgebrannt ist, dort wo heute die Post steht. Der ragte allerdings nicht so in den Markt hinein wie heute das Postgebäude. Die Moltkestraße war so eine Art Vergnügungsviertel. Da war der Handelshof mit abendlichem Tanz und da gab es das Dreimäderlhaus. Und den Frankfurter Hof, das ehemalige Reichseck, dort wo heute die scheußliche Bank steht, das war damals ein gründerzeitliches Haus mit Treppentürmchen und wunderschönen Giebeln. In der Karl-Janssen-Straße waren mehrere Gaststätten und sonntags waren alle Lokale voll.

Die vier Kinos haben die Leute angezogen. Der Einzugsbereich umfaßte den ganzen Warndt, auch den französischen und deutsch-sprechenden Teil. Das schönste Kino weit und breit war die Filmbühne, die erst 1942 im Gebäude des heutigen Woolworths fertiggestellt worden war. Zeitweise fanden dort sogar Uraufführungen statt. Denn in Saarbrücken waren die Kinos noch alle zerstört. Da war nur der Johannishof und die Wartburg, erst später machte das UT wieder auf. Völklingen war damals als Kinoort sehr beliebt. In der Filmbühne bekam man keinen Platz, wenn man nicht vorbestellt hatte. Im Zentral-Kino liefen die Zorro-Filme, im Metropol liefen anspruchsvollere Filme und später im BB unten am Alten Markt lief ebenfalls ein gediegenes Programm.

Der Inhaber, der die daneben liegende Gaststätte betrieb, war ein ehemaliger Boxer und deshalb sehr beliebt. An der Ecke Kirchgasse gab es das „Biedermann"; beim „Weismann" war abends immer Tanz. Die „Turnhalle" war immer voll. Sonntags war in Völklingen damals die Hölle los.

Und was war mit dem Residenz-Kino, das ja heute noch existiert?

Das „Residenz" gab es damals noch nicht. Das ist erst 1956 eröffnet worden, als mit dem allmählichen Beginn des Fernsehens langsam auch das Kinosterben einsetzte. Davor war dort eine große Widemeyer-Tankstelle mit viel Betrieb. Es gab mehrere Tankstellen in Völklingen. Gegenüber der Stadtsparkasse war der Autopark Reutler mit drei Tanksäulen und einer riesigen Werkstätte bis zur Hofstattstraße, und in Fürstenhausen gab es den Altpeter mit Tankstelle, Taxi, sowie Motorrad- und Fahrradgeschäft. Dort konnte man in den 50er Jahren die Zschoppauer-Motorräder aus Chemnitz, die über Frankreich eingeführt wurden, und Vespas kaufen. Die Leute kamen aus der ganzen Umgebung.

Nochmal zurück zu den Kinos. Ich erinnere mich, daß es sogar in Wehrden zwei Kinos gegeben hat, bis in die späten 70er Jahre hinein....

Zuerst gab es nur das eine; das andere war kriegszerstört. Das wurde als Tanzsaal wiedereröffnet, der immer knackevoll war. Erst später wurde dann wieder ein Kino eingerichtet. Das ist das Gebäude, was heute auf dieser Verkehrsinsel steht und demnächst abgerissen werden soll. Das andere Kino, das „Capitol" innerhalb des ehemaligen Gasthauses Rupp zeigte ähnlich wie das „Zentral" in Völklingen Zorro- und Herkules-Filme. Heute beherbergt dieser Raum die einzige Moschee im Saarland für die zahlreichen Türken, die in Völklingen und insbesondere in Wehrden wohnen.

Sie haben die Urbanität Völklingens in den 50er und 60er Jahren angesprochen. Eine wichtige Rolle dürfte da auch der Wochenmarkt gespielt haben?

Ja, da gab es alles. Sogar Viehzeug: Hühner, Enten, Kaninchen undsoweiter. Der Gemüsemarkt war riesengroß. Und auch der Textilmarkt war ziemlich umfangreich. Dann waren da immer drei, vier Stände mit irgendwelchen Neuheiten: irgendein neues Putzmittel oder ein neuer Topfuntersatz, ein Wunderschwamm oder ein neues sagenhaftes Fleckenmittel. Damals wurde noch alles ausgerufen. Besonders die Gemüsebauern aus Lisdorf taten sich hervor. Das ging zu, wie man es heute nur noch von orientalischen Märkten her kennt. Aus dem ganzen Warndt kamen die Leute. Auf

den Dörfern gab es kaum Geschäfte. Ganz zu schweigen von Apotheken oder Ärzten. Ich glaube, damals gab es gerade noch in Ludweiler einen Arzt und einen Apotheker. Der Marktbesuch war der Anlaß auch für alle weiteren Besorgungen. Die Leute kamen mit dem Postbus, der zwei-, dreimal am Tag hin und her fuhr. Das war so ein richtiger Seelenverkäufer, grün gestrichen mit goldenem Posthorn, der einen Höllenlärm machte und bei jedem Schlagloch auseinanderzufallen schien.

Dann wurden überall die Trolley-Busse eingesetzt bis zur Mitte der 60er Jahre. Da steckte wenig Planung dahinter. Es war ein Schwachsinn, die Straßenbahn abzuschaffen. Man hat einfach die Fehler der Saarbrücker wiederholt. Die wollen das ja nun wieder korrigieren. Fraglich ist nur, ob's klappt. In Völklingen ist derzeit – bei allen sonstigen finanziellen Problemen – an eine Straßenbahn natürlich nicht zu denken.

Aber es gab auch eine Straßenbahnverbindung in den Warndt?

Ja, es gab eine Linie nach Ludweiler und eine bis Großrosseln an den Grenzübergang. Nach Püttlingen und nach Wadgassen hatte man in den 50er Jahren Trolley-Busse eingeführt. Als die Saarbrücker ihre Straßenbahn abgeschafft hatten, meinten die Völklinger, sie müßten das auch tun. Sie haben kurzerhand die Züge ins Mühlgewann gefahren, wo heute das neue Rathaus steht, und haben alles in Flammen aufgehen lassen. Um dem Ganzen noch einen Nutzen abzugewinnen, geschah das im Rahmen einer Feuerwehrübung.

Damals hatte Völklingen jede Menge Atmosphäre zu bieten. Beispielsweise die Klein'schen Anlagen, oben am heutigen Schillerpark, damals und heute – das ist kein Vergleich! Der Name 'Schillerpark' ist ja schon falsch. Die 'Klein'schen Anlagen' hießen nach dem früheren Grundstücksbesitzer so, und der 'Schillerpark' ist der 1905 gebaute Bürgerpark, in dem der Ehrenfriedhof untergebracht ist. Dieses ganze Areal war wesentlich schöner als heute. Wenn man durch die Anlagen ging, bekam man von der Kühlweinstraße überhaupt nichts mit. Die war von riesigen Bäumen völlig abgeschirmt. Überall gab es Sitzecken und wo das Schlackentor ist, war ein großer Spring-

brunnen. In den 60er Jahren hat man die Hecken beseitigt und seitdem herrscht dort eine kahle Atmosphäre.

Das Parkhaus Schillerpark war ein gesellschaftlicher Mittelpunkt. Dort fanden im Hof Theateraufführungen statt; ich erinnere mich an „Schinderhannes"-Aufführungen. Es gab verschiedene Ausflugsziele, beispielsweise nahe der Hermann-Röchling-Höhe den „Kässchmier-Hof"

In den 60er Jahren haben Sie bei der Stadtverwaltung angefangen zu arbeiten?

Damals war Völklingen im Umbruch. Schon seit 1956 strebte man den Status einer kreisfreien Stadt an. Das hat aber nicht funktioniert. Erst 1965 – ich war gerade ein paar Wochen da – ist es Völklingen gelungen, zusammen mit Neunkirchen, den Status einer Mittelstadt zu erreichen. Vor 1959 hatten wir ja noch den Franc, der immer weniger wert wurde.

Kriegerdenkmal in den Klein'schen Anlagen

oder in Elm das Café Mühlental. Die hatten einen Teich, auf dem, wie bei einem Karrussel, Boote im Kreis herumfuhren.

Völklingen war aber auch ein Schulzentrum....

Der Einzugsbereich des Gymnasiums ging durch das gesamte Köllertal bis nach Eiweiler und über den Warndt bis nach Überherrn. Zum Schulanfang kamen die Eltern mit in die Stadt, Schulbücher wurden gekauft, die Kleidung ergänzt. Da war 'ne Menge los; ganz anders als heute.

Keiner hat mehr was Neues gekauft. Alle warteten auf die Einführung der D-Mark. Vor allem, was den Kauf von Autos betrifft. Damals fuhren noch jede Menge Old-Timer durch die Gegend. Jeder wartete, bis deutsche Autos zollfrei auf den Markt kamen.

Und danach hat man diesen verhängnisvollen Plan gefaßt, Völklingen verkehrsgerecht umzubauen. Da beginnt die eigentliche Zerstörung dieser Stadt. Der Verkehr wurde erstmal über den Hindenburgplatz umgeleitet zur Feuerwache. Dann fing man an, den Kreisel am Amtsgericht zu bauen, dort wo früher der Bürgermeistergarten war. Die Straßen-

bahn wurde, wie schon erwähnt, abgeschafft. Die Straße parallel zur Eisenbahn Saarbrücken-Trier wurde projektiert. Die Realisierung hat sich bis in die späten 60er hingezogen; dem fiel der Rest des alten Dorfes zum Opfer, der Alte Markt, die Gassen, sozusagen das Herz Völklingens, die Altstadt, die gar keine werden konnte. Fairerweise muß man sagen, daß schon Ende des letzten Jahrhunderts mit der Installierung der Bahnlinie nach Trier das alte Dorf zerschnitten worden ist

Völklinger Bahnhof, alt ...

Dieser Zerstörungswille hat sich Ende der 60er Jahre fortgesetzt. Nach der Eisenbahn kam das Auto. Man hat die Karl-Janssen-Straße, die ehemalige Frankfurter Straße, autogerecht ausgestattet. 1965 schließlich wurde der Pfälzer Hof, wo heute das PK ist, und das ehemalige Kaufhaus Ostrolenk abgerissen. 300 Leute sollten damals im PK angestellt werden, aber das war alles ein wenig zu großspurig geplant. In der Rathausstraße verschwand die Filmbühne, dort eröffnete als erstes größeres Kaufhaus nach der Rückgliederung das Woolworth, die damals größte Woolworth-Filiale in Europa oder zumindest in der Bundesrepublik.

Die heute offensichtliche Krise dieser Stadt, – wann hat sie Ihrer Meinung nach begonnen und wodurch wurde sie bestimmt?

Völklingen ist – so glaube ich – die einzige Stadt im Saarland, die den „Tag X" nicht verkraftet hat. Seit diesem Zeitpunkt gibt es Geschäftsschließungen. Das hat nichts mit Stahlkrise oder unserer heutigen Zeit zu tun. Die Geschäftsinhaber haben die Umstellung, die Modernisierung nicht mitgemacht. Woolworth hat das damals erkannt. Und so schlossen der Reihe nach die damals noch vorhandenen Konfektions- und Fachgeschäfte.
Städtebaulich gesehen war es ein großer Fehler, daß das Knappschaftskrankenhaus, das bis Mitte der 50er Jahre am heutigen Globus-Parkplatz stand, aus der Stadt verschwunden ist. 1955/56 wollte das Krankenhaus für seinen desolaten und schon fast in der Hütte stehenden Altbau ein anderes Grundstück am Rande der Stadt, um ein neues Klinikum bauen zu können. Auf diese Anfrage hat die Stadt jedoch überhaupt nicht reagiert. Daraufhin wurde das Krankenhaus in Püttlingen gebaut. Und das genau war der Anfang vom Ende der Poststraße. Von diesem Krankenhaus haben alle Cafés, Blumen- und sonstigen Geschäfte in der Poststraße gelebt. Das Knappschaftskrankenhaus hatte seinen Einzugsbereich für das gesamte westliche Saarland bis nach Merzig und in den Hochwald.

Werktags Schichtwechsel am Bahnhof und am Wochenende Krankenbesuche der Verwandtschaft – kein Wunder, daß damals in dieser Gegend eine Menge Kneipen waren.

Nicht vergessen darf man auch, daß bis 1962 der Lohn für die Hüttenarbeiter bar ausgezahlt worden ist. Da gab es noch eine richtige Lohntüte. Und davon profitierten nicht nur die Kneipen, sondern auch die übrigen Geschäfte. Mit den Giro-Überweisungen hörte das alles auf. Außerdem waren schon die Versandhäuser auf den Plan getreten, die man vor dem „Tag X" hier nicht gekannt hatte. Kommunalpolitisch war es jedenfalls ein großer Fehler – und das hatte damals mit Montankrise noch überhaupt nichts zu tun –, das Knappschaftskrankenhaus aus der Stadt abwandern zu lassen.

Sie haben Ihre Archivarstelle noch im Alten Rathaus begonnen?

Ja, das war katastrophal. Wahrscheinlich war dort seit dem ersten Weltkrieg nichts mehr renoviert worden, als ich 1965 dort anfing. Das Neue Rathaus war ja schon begonnen worden, und es hieß, im nächsten Jahr ziehen wir um. Aber 1966 hatte die Stadt kein Geld mehr und kam zu der „weisen" Ansicht, die natürlich ein Blödsinn war, man müsse den Bau stoppen. Die Rohbauruine blieb bis 1969 stehen und kostete viel Geld. Das Alte Rathaus sollte abgerissen werden. Da fielen schon die Brocken vom Turm; man hat die Turmhaube abnehmen müssen.

Bis 1970 zog sich das hin. Wir quartierten uns in das Neue Rathaus ein und das Alte stand zum Abbruch bereit. Der damalige Oberbürgermeister Fischer hatte jedoch ein Faible für Jugendstil, gründerzeitliche Bauten und Malerei. Und da er ein gewiefter Jurist war, hat er das Alte Rathaus klammheimlich unter Denkmalschutz stellen lassen. Als dann das Stadtparlament den Abriß entscheiden sollte, stellte sich heraus, daß gar nichts mehr zu entscheiden war. Das gab böses Blut, aber es war nichts mehr zu ändern: das Ding war gesetzlich gerettet. Daß Völklingen außer der Evangelischen Kirche, der St.-Eligius-Kirche und der Hütte heute ein Altes Rathaus als Schmuckstück zu bieten hat, das ist ganz allein dem Fischer zu verdanken.

Sie haben eben gesagt, daß beim Bau des Neuen Rathauses der Stadt das Geld ausgegangen sei. Ich verstehe überhaupt nicht, wieso diese Stadt in einer Zeit, als von Stahlkrise noch nicht die Rede war, als das Stahlwerk noch auf Hochtouren lief, kein Geld gehabt haben soll? Darüber hinaus verstehe ich nicht, wieso man in Völklingen überhaupt keine städtebauliche Erinnerung an den einstigen Reichtum, den das Stahlwerk ja auch der Stadt gebracht haben muß, finden kann. Ist das nicht irgendwie seltsam?

Ja, das ist so eine Sache. Als die Hütte noch schwarze Zahlen geschrieben hatte, war Völklingen steuermäßig so etwas, wie ein Satellit der Familie Röchling. Und diese Röchlings haben es verstanden, vor allem nach der Rückgliederung, möglichst wenig Steuern zu bezahlen. Zeitweise war es sogar so – das habe ich später den Akten entnommen –, daß die Stadt den Röchlings die Steuern zurückerstatten mußte. Das ist ein Kapitel für sich. Da müßten Sie sich mal mit einem Steuerfachmann unterhalten. Mir kommt das auch sonderbar vor, aber ich habe davon keine Ahnung. Im Zuge der wirtschaftlichen Rückgliederung wurden da bestimmte Gesetze und Anordnungen erlassen, so daß die Stadt entweder wenig Geld bekam oder – wie schon gesagt – zurückerstatten mußte. Seit 1966 war das immer ein auf und ab. Mal war Geld da und mal gab es plötzliche Sparmaßnahmen. Das hing ganz von den steuertechnischen Tricks – den legalen wohlgemerkt – der Röchlings ab. Zum Beispiel war der Wasserpreis immer ein Politikum. Der war für die Hütte ausgesprochen günstig und dieses Geld ging der Stadt verloren.

Völklinger Bahnhof, neu!

1967 wurde der modernste Schlachthof der Bundesrepublik in Geislautern gebaut. Da ist natürlich – neben dem gigantischen Neuen Rathaus und seinem Atombunker zwei Stockwerke unter der Erde – eine Menge Geld verbaut worden. Aber dieses Geld ist weder städtebaulich sichtbar noch von irgendeinem Nutzen für die Bevölkerung ...

Im Schlachthof ist heute der Fuhrpark untergebracht, und ich habe die leise Vermutung, daß man damals schon hätte wissen können, daß die Schlachthöfe wegfallen werden. Diese Planlosigkeit ist insgesamt festzustellen: Bei allen drei Neubauprojekten dieser Zeit – also Rathaus, Schlachthof und Stadtbad – hat keiner an die Folgekosten gedacht. Hinzu kommt, daß überhaupt nicht geographisch gedacht wurde. Das hat sich leider bis heute kaum geändert.
Zum Beispiel ist die Mühlgewannschule seit Beginn dieses Jahres in der Zuständigkeit des Stadtverbandes. Es wäre viel sinnvoller gewesen, den Schulstandort Heinestraße maßvoll auszubauen und die Mühlgewannschule, die ja mitten im Zentrum steht, für andere, kommunikative Zwecke zu nutzen. Ähnliches gilt für verschiedene Saarstahl-Verwaltungsgebäude im Stadtkern: Wenn ich jetzt die Diskussionen um die Errichtung eines neuen Hotels – Stichwort „Industrietourismus" – verfolge, dann wäre es doch naheliegend, zumindest mal Ideen zu entwickeln, wie man im Stadtkern vorhandene Bausubstanz nutzen könnte. Stattdessen werden irgendwelche Projekte geplant, ohne daß die spezifische Stadtgeographie in irgendeiner Form Beachtung findet.
Doch zurück in die Vergangenheit: Nach dem Rathausneubau hat man beispielsweise die Innenstadt in Behörden- und Geschäftszentrum unterteilt. Deshalb hat man die Post so schräg in den Markt in die Fluchtlinie des Rathauses gebaut. Die umliegenden gründerzeitlichen Häuser, die man heute überall in den Prospekten sieht, hätten alle abgerissen werden sollen – meiner Ansicht nach eine utopische Vorstellung. Rätselhaft, das ganze. Genauso verrückt wie die Idee, die Poststraße zur heutigen Fußgängerzone hin umzudrehen: Die ganze linke Seite sollte aufgegeben werden. Diese Planungen verunsicherten natürlich die noch verbliebenen Geschäftsleute und trugen mit zur heutigen Verödung dieser einstmals wichtigen Einkaufstraße bei.

Wochenmarkt in Völklingen 1960

Hinzu kam in den 80er Jahren die völlige Veränderung des Sozialbildes in der Stadt. Bis dahin gab es ganze Straßenzüge, in denen ein Ingenieur neben dem andern wohnte.
Die sind inzwischen alle weg. Die Akademiker sind aus der Stadt verschwunden. Das gilt auch für die Lehrer an den Gymnasien; die Residenzpflicht existiert nicht mehr. Die Oberstudienräte sind heute in dieser Stadt mindestens genauso fremd wie ihre Schüler. Westlich der Poststraße wohnen fast nur noch Ausländer. Und die saarländischen Vermieter lassen die Wohnungen verkommen. Diese Tendenz breitet sich auch auf andere Stadtteile aus

Herr Obermann, zum Abschluß, was ist für Sie das Besondere an Völklingen?

Es gibt natürlich viele negative Entwicklungen. Die haben wir in dem bisherigen Gespräch gestreift. Aber es gibt auch eine ganze Menge Positives, was immer vergessen wird. Vom Stadtbild her ist Völklingen eigentlich sehr schön. Die topographische Lage, das Relief, ist angenehm. Die Stadtteile bieten schöne Wohngegenden, und der Warndt ist ein wunderbares Waldgebiet. In den Stadtkern ragen überall grüne Zungen hinein und man kann in jeder Richtung innerhalb von zehn Minuten den Wald erreichen.
Aber Völklingen hat ja noch mehr zu bieten. Man könnte sagen, Völklingen ist die älteste Universitätsstadt des Saarlandes. 1807 wurde in Geislautern in der heutigen Hammerstraße von Napoleon die École Pratique eingerichtet, das war eine Art Technische Hochschule. Davon gab es damals nur drei Stück: eine in Savoyen, eine in Paris und die dritte eben in Geislautern mit einem Einzugsbereich von Ostfrankreich über das ganze linke Rheinufer bis in die Aachener Gegend. Dort wurde nicht nur das kaiserliche Ingenieurcorps ausgebildet, es wurde auch wissenschaftlich gearbeitet. Man hat Versuche mit der Verzinnung von Blechen gemacht. Man vergißt heute, daß Geislautern damals ein sehr wichtiger Hochofenstandort war. Man hat dort in Kooperation mit der École Pratique eine der besten Stahlqualitäten der damaligen Zeit hergestellt, nämlich den sogenannten Zementstahl.
Die Schule wurde von einem gewissen Jean Baptiste Duhamel geleitet, der wiederum der Sohn von Jean-Pierre François Duhamel war, einem genialen Ingenieur und Gelehrten, der an der École des Mines in Paris dozierte und eine Art Kompaß zum Aufspüren des Erzverlaufes und der Kohleflöze erfand. Der Sohn hat die Erfindung des Vaters natürlich genutzt, und so ist der erste Saarkohlenatlas in Geislautern entstanden, den man als Faksimile bei Saarberg sehen kann, während das Original in der Bergschule in Paris aufbewahrt wird. An der Schule waren noch mehr bedeutende Ingenieure beschäftigt, beispielsweise Louis Antoine Beaunier, François Michel Jacques Calmelet oder Théodore de Gargan. So wurde in Geislautern quasi die Konzeption des lothringischen Kohlebergbaus geboren. Das alles ist noch gar nicht erforscht, aber es ist ein wichtiges Stück Völklinger Geschichte.
Bemerkenswert sind auch die Arbeitersiedlungen aus den verschiedenen Epochen, der Rodenhof, der Lindenhof und das ganze Areal zwischen Hofstattstraße und Nordring aus den 20er Jahren, das noch am besten erhalten ist. Diese Siedlung wurde entworfen von Hans Theodor Großwendt, der von der Gartenstadtbewegung Hellerau beeinflußt war. Diese Architektur ist von überregionaler Bedeutung und wird hier in Völklingen völlig verkannt. Kein Mensch kümmert sich darum. Es ist höchste Zeit und ich hoffe, daß der Landeskonservator nicht allzu sehr nur die Hütte im Blick hat. Wenn die Essener ihre Margethenhöhe zeigen können, dann können wir die Häuser in der Hofstatt-, der Beethoven- und der Louis-Röchling-Straße allemal zeigen.

Das Gespräch führte Dirk Bubel.

PHIL

Die Siedlungen der Völklinger Hütte

Von Harald Glaser

1907 stellte die Firmenleitung der Völklinger Hütte fest: „Wir haben schon seit 29 Jahren 4 Arbeiterkolonien mit einer großen Anzahl von Häusern. Die Erfahrungen, die mit diesen Kolonien gemacht wurden, sind jedoch nicht die besten. Der Arbeiter, der in der Kolonie wohnt, bleibt leicht ein Proletarier. Es wurde daher in neuerer Zeit in verstärktem Maße die Lösung auf einem anderen Wege versucht, nämlich die Leute zu Eigenbesitzern von Häusern zu machen."[1] Auch die Vergabe von Baudarlehen hatte unbefriedigende Ergebnisse gezeigt: Zum Teil wurden zu Erwerbs- oder Spekulationszwecken Miethäuser errichtet, zum Teil „entstanden mit dem billigen Gelde ... teure und schlechtgebaute Häuser"[2]; die Arbeiter gerieten in finanzielle Schwierigkeiten.

Zwischen 1881 und 1890 hatte sich die Einwohnerzahl der Gemeinde Völklingen als Folge des raschen Aufschwungs des Hüttenwerks nach seiner Neugründung durch die Firma Gebr. Röchling mehr als verdoppelt. Die Wohnungsnot, die vor allem einkommensschwache und kinderreiche Familien traf, verlangte dringend nach einer Lösung, insbesondere wenn weitere Arbeiter angeworben werden sollten.

Mit der Gründung der „Arbeiter-Baugenossenschaft Völklingen" im Jahre 1904 beschritt die Unternehmensleitung einen neuen Weg. Die Baugenossenschaft, die personell und finanziell eng mit der Hütte verbunden war, erstellte Häuser, die sie zunächst vermietete. Nach drei Jahren konnte der Mieter einen Kaufanwartschaftsvertrag abschließen, der die Eigentumsübertragung vorsah, sobald ein Drittel der Kaufsumme bezahlt war. In 27 Jahren sollte das Haus abbezahlt sein. Die Anzahlung, die zusätzlich zur Miete zu entrichten war, wurde wie ein Sparguthaben verzinst und, falls der Kauf nicht zustande kam, zurückgezahlt. Um Spekulation zu verhindern, behielt sich die Genossenschaft ein Wiederkaufsrecht für zehn Jahre vor.

... in den Bewohnern den künftigen Eigentümer erblicken ...

„Die Kaufanwartschaften ließen ohne weiteres in den Bewohnern den künftigen Eigentümer erblicken, der das Hausgrundstück dann auch stets so pfleglich behandelte, als ob es schon sein eigen sei."[3]

Die neue Form der Wohnungspolitik zielte ganz besonders darauf ab, einen festen und verläßlichen Arbeiterstamm zu gewinnen. Die künftigen Hauseigentümer verbanden ihre Lebensperspektive mit dem Unternehmen, und es war zu erwarten, daß das Eigentum auch ihre Einstellung und Lebensweise veränderte. Der Arbeiter, der sein Haus „pfleglich behandelte", fühlte sich für seine Familie und sein soziales Umfeld verantwortlich, führte fleißig und gewissenhaft seine Arbeit aus und entwickelte unter Umständen auch eine emotionale Bindung an das Unternehmen. So sah es jedenfalls die Firmenleitung, als sie über die erhoffte Wirkung ihrer „Wohlfahrtseinrichtungen" schrieb: „Die Rückwirkung muß sich dann äußern in einer größeren Anhänglichkeit an die Arbeitsstelle, einem freiwilligen größeren Fleiß als es unter sonstigen Umständen sein dürfte, mit einem Wort: einer größeren Dienstwilligkeit."[4]

Bis 1928 erstellte die Baugenossenschaft 238 Häuser mit 447 Wohnungen, von denen 58 Häuser an die Bewohner verkauft wurden. Der Anteil der Eigentümer war damit zwar nicht sehr hoch, doch zeigt die Zahl von 377 Genossenschaftsmitgliedern das große Interesse am Erwerb eines Hauses. Die Bautätigkeit der Genossenschaft trug zur Verbesserung der Wohnsituation in Völklingen bei und hat, da die Mieten in den Werkswohnungen geringer waren als auf dem freien Wohnungsmarkt, sicher auch Mietsteigerungen privater Vermieter gebremst.

Im Unterschied zu Ruhrgebiet und Lothringen, wo werkseigene Mietwohnungen vorherrschten, hatte im Saarrevier der preußische Bergfiskus mit seinen Prämienhäusern schon früh das private Wohnungseigentum gefördert. Die „werkseigene" Baugenossenschaft, die Wohnungen vermietet und verkauft, steht für ein neues Modell, das es in ähnlicher Form auch bei der Burbacher Hütte gab, wo der Knappschaftsverein Häuser errichten ließ und den Belegschaftsangehörigen zu günstigen Bedingungen zum Kauf anbot.

Der Wohnungsbau der Hütte hat weite Teile Völklingens geprägt und läßt sich auch heute noch, bei allen Veränderungen, die Häuser und Siedlungen erfahren haben, im Stadtbild erkennen.

Von einst vier *Kolonien mit Mietwohnungen* aus den 1880er Jahren ist eine Gruppe von Meisterhäusern in Karl-, Post-, Hoch- und Hirtenstraße und eine Arbeitersiedlung in der Eupenerstraße erhalten. Während letztere aus schlichten gleichförmigen Vierfamilienhäusern besteht, wohnten die Meister in Einfamilien-Reihenhäusern, die durch Anordnung und Fassadengestaltung abwechslungsreicher und individueller wirken. Die Arbeiterhäuser waren ursprünglich im Kreuzgrundriß angelegt, d.h. die vier Wohnungen nahmen jeweils beide Geschosse in einer Ecke des Hauses ein und wurden durch eine eigene Haustür erschlossen. So entstand der Eindruck unabhängiger Wohneinheiten, und die Familien wohnten voneinander getrennt, was oft damit begründet wurde, daß nur auf diesem Wege Streitigkeiten zu vermeiden seien.

Nicht nur vom wohnungsbaupolitischen Konzept, das anstelle der Werkswohnung das Eigenheim für Arbeiter anstrebte, auch was Architektur und Anlage der neuen Stadtviertel betrifft, bedeuten die *Siedlungen der Arbeiter-Baugenossenschaft* einen Bruch mit dem früheren Werkswohnungsbau. Auf Grundlage weniger identischer Grundrisse entstanden durch die Variation von Fassaden und Dächern unterschiedlich gestaltete Baugruppen, in denen das einzelne Haus sich ebenso durch individuelle Züge wie durch seine Einbindung in die Gesamtheit der Siedlung auszeichnet. Platzbildung, Sichtbezüge, Straßenbiegungen und Gruppierung der Gebäude trugen zum lebendigen und unverwechselbaren Eindruck der Siedlungen bei. Die Entwürfe von Hans Großwendt, Architekt der Völklinger Hütte, zeigen den Einfluß der Wohnungsreformdiskussion, die sich in dieser Zeit dem Arbeiterwohnungsbau zuwendete und sowohl gesunde und zweckmäßige Wohnungen als auch ästhetisch ansprechende Gebäude und „Stadtbilder" forderte. Großwendts Arbeiten fanden Anerkennung in der zeitgenössischen Fachliteratur.

Seite 16: Kolonie III, Eupenerstraße (1884-89; Werksarchiv Saarstahl AG)

Seite 17, oben: Siedlung Lindenhof, Gartenstraße/Hermannstraße (1904; Stadtarchiv Völklingen)

Seite 17, unten: Hohenzollernstraße, Häuser für leitende Angestellte (1900-1905; Werksarchiv Saarstahl AG)

Außer den Arbeiterhäusern der Baugenossenschaft entstanden *Häuser für Angestellte*, sogenannte Hüttenbeamte, und ein großes Schlafhaus. Gegenüber der Villa des Firmenleiters Hermann Röchling ließ das Unternehmen eine Reihe von Direktorenvillen errichten. Sie lagen in erhöhter Lage am Ortsrand und doch in Nähe der Hütte. Schon 1899 waren am Ende derselben Straße das Richardstift, ein Alters- und Siechenheim für ehemalige Hüttenarbeiter, und das Hüttenkrankenhaus erbaut worden. Unmittelbar am Werksgelände entstand 1906/07 das Schlafhaus in der Bismarckstraße. Der „Gemeinnützige Bauverein", der einige Projekte gemeinsam mit der Baugenossenschaft durchführte, erstellte von 1900 bis 1905 zwischen dem Gymnasium und der Arbeitersiedlung „Lindenhof" eine Gruppe aus Doppel- und Reihenhäusern für höhere Angestellte. Hüttenmeister wohnten in der Wehrdener Saarstraße, nur durch die Saar von den Hochöfen getrennt. Wie die Angestellten- weisen auch die Meisterhäuser eine anspruchsvolle Gestaltung und, dem Stil der Zeit entsprechend, Jugendstilornamente auf.

Zwanziger Jahre. Angesichts der Wohnungsnot nach dem ersten Weltkrieg wurde ab 1922, neben

1926: Beethovenstraße (Werksarchiv Saarstahl AG)

verschiedenen kleineren Bauvorhaben, in mehreren Abschnitten ein ausgedehntes Gelände am damaligen Ortsrand in Richtung Bous bebaut. Hier entstanden vorwiegend Doppelhäuser. Im Vergleich zur vorangehenden Phase sind die Bauformen einfacher. Auch setzte sich der Geschoßwohnungsbau durch, der vielerorts die Siedlungen der zwanziger Jahre kennzeichnet. Dabei blieb die Bauweise aufgelockert: Blockrandbebauung und Hofbildung kommen in den verhältnismäßig kleinen Siedlungen der Völklinger Hütte nicht vor. Gehörte zu Beginn der zwanziger Jahre noch zu jedem Haus ein Stall, so verfügen die Häuser aus der zweiten Hälfte des Jahrzehnts nur noch über große Gartengrundstücke. Ab 1928 wurden die Badezimmer mit Wannen ausgestattet. Da sich der Mitgliederkreis inzwischen erweitert hatte, wurde die Genossenschaft 1923 in „Allgemeine Baugenossenschaft Völklingen 1904" umbenannt.

Beim Bau einer *Siedlung für arbeitslose Bergleute* im Warndt praktizierte die Baugenossenschaft 1934 erstmals die Selbsthilfe der „Siedler" in Form eines eigenen Arbeitsbeitrages. Nach der Rückgliederung an NS-Deutschland wurde die Eigenarbeit zum Programm erhoben, womit sich der Baustil grundlegend änderte. Das Bestreben nach einer kostengünstigen und schnellen Bauweise, die zudem die Möglichkeit bot, daß die „Bauwilligen" selbst mithelfen konnten, führte zu den schmucklosen Einfamilien-Typenhäusern auf dem Wehrdener Berg und der Bouser Höhe.

Nach dem zweiten Weltkrieg. Mit der Bebauung des „Schulzenfeldes" in den Jahren 1947-54 hat die französische Treuhandverwaltung eine Siedlung aus zweigeschossigen Mehrfamilienhäusern mit Walmdach im Stil der französischen Architektur der Nachkriegszeit hinterlassen.

Es ist hier nicht der Ort, die Bautätigkeit der Völklinger Hütte bis in die Gegenwart darzustellen. Auch in Völklingen unterscheidet sich, endgültig

1937: Bouser Höhe, heute Hermann-Röchling-Höhe (Werksarchiv Saarstahl AG)

seit den fünfziger Jahren, der Werkswohnungsbau nicht mehr von den Bauvorhaben anderer Träger. Der weiteren Ausdehnung ihres Mitgliederkreises trug die Genossenschaft schon 1930 durch ihren Zusammenschluß mit dem Gemeinnützigen Bauverein und der Kriegsopfer-Baugenossenschaft der Bürgermeisterei Völklingen Rechnung.

Wer die Völklinger Hüttensiedlungen aufsucht, kann nicht nur die Geschichte des Werkssiedlungsbaus an Ort und Stelle verfolgen und feststellen, wie sich die betriebliche Hierarchie in Baustil und Wohnkomfort niedergeschlagen hat, sondern erfährt auch einiges über den Umgang mit diesem Teil des „industriellen Erbes". So haben der Wunsch nach Verbesserung der Wohnverhältnisse, aber auch ein spezifisches Verständnis von Modernität und der, wie auch immer motivierte, Verzicht darauf, Umbaumaßnahmen mit den Nachbarn abzustimmen, dazu geführt, daß der ursprünglich einheitliche Entwurf der Siedlungen kaum noch sichtbar wird. Gilt dies für alle Siedlungen aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, so stellt das Viertel in Beethoven-, Louis-Röchling- und Hofstattstraße auch heute noch eine Gesamtheit dar. Hier ist der Denkmalschutz gefordert, gemeinsam mit den Bewohnern dafür zu sorgen, daß der Charakter der Siedlungsarchitektur der zwanziger Jahre erhalten bleibt.

Anmerkungen

1 Röchling, Eisen- und Stahlwerke GmbH: Studien und soziale Aufgaben sowie deren Lösung, o.O., o.J., S. 6.
2 Beck, Gustav: 25 Jahre Allgemeine Baugenossenschaft Völklingen 1904. Ihr Werden und Wirken, Düsseldorf 1929, S. 13.
3 Ebd., S. 19.
4 Röchling, Eisen- und Stahlwerke GmbH, S. 2.

Völklingen ein Mythos lebt!

Bernhard Dahm

I.

Ende der 70er Jahre war in einer Gaststätte in der Völklinger Hofstattstraße eine Ecke hergerichtet mit Bildern des Kommerzienrates Hermann Röchling. Das Ganze wirkte wie ein Hausaltar mit Votivbildern! Anfang der 80er Jahre wurde in der Völklinger Innenstadt ein Informationsstand errichtet, der sich kritisch mit Leben und Werk Hermann Röchlings auseinandersetzte und auf dessen Rolle während der Zeit des Faschismus einging. Ein alter Völklinger schimpfte, kaum daß er die Kritik am Kommerzienrat mitbekommen hatte, laut los: „Ich habe Hermann Röchling mit beerdigt, auf ihn lasse ich nichts kommen."

Anlässlich der Einweihung eines Neubaus am Staatlichen Realgymnasium Völklingen wurde 1968 ein „Lateinischer Prolog" gesprochen, in dem es über Völklingen hieß: „Röchlings Stadt, jenes leuchtende Denkmal menschlicher Mühen ...". Bereits 1956 war auf Beschluß des Völklinger Stadtrates ein ganzer Stadtteil - die Bouser Höhe - in „Hermann-Röchling-Höhe" umbenannt worden.

Diese Reihe mit Unterwerfungs- und Ergebenheitsbekundungen gegenüber Röchling läßt sich fortsetzen. Zuletzt erschien im Sommer 1996 eine von dem früheren leitenden Hütteningenieur Günther Funk verfaßte anekdotenhafte Broschüre.[1]

Es stellt sich die Frage, wie es dazu kommt, daß der Kommerzienrat in Völklingen sakrosankt ist und als gottähnliche Person gehandelt wird. Bekannt sind auch mehrere Darstellungen von Hermann Röchling,wie er in der Pose St. Martins hoch zu Pferde sich entweder um Kinder kümmert oder aber einem alten armen Mütterchen Geld zukommen lässt. Es stellt sich die Frage, wie es zu einer solchen Unterwürfigkeit gegenüber einer Person kommen kann, die sowohl nach dem Ersten als auch nach dem Zweiten Weltkrieg jeweils als Kriegsverbrecher verurteilt wurde, wobei nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges sich auch noch 111 pensionierte Völklinger Hüttenarbeiter anboten, die Freiheitsstrafe für Röchling anteilig abzusitzen.[2]

II.

Während des Ersten Weltkrieges wurden in den Röchlingschen Stahl- und Eisenwerken nicht nur Stahl für Stahlhelme und Granaten produziert. Die Familie Röchling war auch an der Ausplünderung der französischen und insbesondere lothringischen Eisen- und Stahlindustrie beteiligt. So war der Bruder Hermann Röchlings, Major Robert Röchling, als Vertreter des Deutschen Kriegsministeriums mit der Demontage von Maschinen der französischen Konkurrenz und deren Transport nach Völklingen befasst.[3] In einer Denkschrift vom 31.08.1914 hatte Hermann Röchling zu den deutschen Kriegszielen u.a. im Erzbecken von Longwy-Briey bereits formuliert: „In dem Erzgebiet wohnen heute fast nur Italiener, Elsass-Lothringer und Polen, Leute, die durch Deutsche zu verdrängen sind ..."[4]

Nicht unbekannt ist auch, daß der Antisemit und Franzosenhasser Röchling Adolf Hitler im Saarland im Vorfeld zum Abstimmungskampf 1935 den Weg geebnet hat, 1939 Wehrwirtschaftsführer wurde und in seinem Völklinger Werk nicht nur tausende von Zwangsarbeiterinnen und –arbeitern unter erbärmlichen Umständen für sich schuften ließ, sondern für die Zwangsrekrutierung und Deportation von Zwangsarbeitern ins Gebiet des Deutschen Reiches insgesamt verantwortlich war. Diese Deportationen waren als „Röchling-Aktion" bekannt.[5] Gerade der Umstand, daß es in Röchlingschen Werken Zwangsarbeiter gab, war in der damaligen Bevölkerung in Völklingen und Umgebung allgemein bekannt. In seinem Völklinger Werk hatte Röchling zur Zeit des Faschismus den Betrieb militärisch straff organisiert. In Etzenhofen bei Köllerbach wurde ein Arbeitserziehungslager errichtet, in das von einem im Völklinger Werk eingerichteten Schnellgericht Zwangsarbeiter eingeliefert wurden, denen „Sabotage" der Produktion vorgeworfen wurde. Der Kontakt zwischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern und der einheimischen Bevölkerung und war verboten. Aus geringstem Anlaß wurde „abweichendes Verhalten" streng sanktioniert. So ist auch überliefert, daß eine „Ostarbeiterin", die bei der Essensausgabe nicht richtig in der Reihe stand, von Leuten des

Werkschutzes „zur Strafe“ mit dem Gewehrkolben totgeschlagen wurde.[6]

Bekannt ist auch, daß die Röchling-Familie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in die Rüstungsproduktion durch Beteiligung an der Firma Rheinmetall eingestiegen ist. Dorthin ging auch die Abfindung in Höhe von 30 Mio DM, die neben einer Beteiligung am Arbed-Konzern gewährt wurde, nachdem der Luxemburger Stahlkonzern in den 70er Jahren die industrielle Führerschaft der saarländischen Stahlindustrie übernommen hatte. Der heutige Oberbürgermeister Saarbrückens und frühere SPD-Bundestagsabgeordnete Hajo Hoffmann hat im SAARBRÜCKER BLICK Nr. 6 beklagt und darauf hingewiesen, daß die Röchling-Gruppe, statt in der saarländischen Stahlindustrie erzielte Gewinne wieder in der Stahlindustrie zu reinvestieren, diese in die Waffenproduktion von Rheinmetall investiert und damit zur Vernichtung von Arbeitsplätzen in der Stahlindustrie beigetragen habe.[7]

III.

Schon diese kursorische Auflistung macht deutlich, wie unverständlich auf den ersten Blick die Verherrlichung und Mystifizierung des Kommerzienrates in Völklingen ist. Kann man dieses Phänomen mit dem Sprichwort „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing!“ erklären? Wohl auch, aber nicht nur. Wie aber lässt sich die Stilisierung zum „Übervater“ bzw. „Halbgott“ erklären? Wie läßt sich erklären, daß sich die 111 Hüttenpensionäre anboten, dessen Haftstrafe als Kriegsverbrecher abzusitzen, obwohl z.B. der unmenschliche Umgang mit Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern bekannt war? Wie läßt sich erklären, daß der Stadtrat nur wenige Jahre nach Beendigung des Faschismus in voller Kenntnis des Geschehenen und der Verantwortlichkeit Hermann Röchlings diesem nach diesem einen Stadtteil benennt?

Nach den eingangs geschilderten Reaktionen und Verhaltensweisen drängt sich schon fast der Eindruck einer Konditionierung auf, wie aber käme diese zustande?

Betrachtet man die Völklinger jüngere Stadtgeschichte sowie die jüngere Geschichte Völklinger Institutionen, fällt die Allgegenwart und die massive Einflußnahme Hermann Röchlings und ihm zur Seite stehender Vertrauenspersonen auf. Dies soll an drei Beispielen verdeutlicht werden.

IV.

Wie zu Beginn des Beitrages ausgeführt, gab es am Staatlichen Realgymnasium Völklingen noch 1968 einen Lobgesang auf den Kommerzienrat. Dies ist nicht nur darauf zurückzuführen, daß die Söhne des Ingenieurkaders aus Röchlings Unternehmens diese Schule besuchten und im Elternbeirat der Schule Vertreter des Unternehmens immer ihren Sitz hatten. Vielmehr schreibt Paul Quirin, ein früherer Oberstudiendirektor dieser Schule, in einer Chronik aus dem Jahre 1965, daß bei Einweihung des Gymnasiums 1909 der damalige Schuldirektor der Firma Röchling „auf das herzlichste“ dankte, da das Unternehmen bereits

seit Jahren zur Ausgestaltung des naturwissenschaftlichen Unterrichts beigetragen und aus Anlaß der Einweihung der Schule eine Geldsumme zur Verfügung gestellt habe. Darüber hinaus dankte der Direktor der Schule dem Abgeordneten und Landgerichtsdirektor Dr. Karl Röchling für die „kostbare Dedikation" einer Statue der Athene von Lemnos.[8]

Auch das Marie-Luise-Kaschnitz-Gymnasium wurde aufgrund von „Bemühungen" der Hütte und der Gemeinde 1907 eingerichtet, wobei „Röchling" regelmäßig Beiträge zur Unterhaltung der Schule leistete. Nachdem es sich bei dieser Schule zunächst um eine Höhere Privat-Mädchen-Schule handelte, die 1928 als „Lyzeum" anerkannt und 1937 als „Städtische Oberschule für Mädchen" von der Stadt übernommen wurde.[9] Wiederum unterzeichnete Röchling mit dem Bürgermeister und der Direktorin einen entsprechenden Vertrag.

V.

1934 beschloß die Kriegerkameradschaft Ludweiler (Kyffhäuserbund) die Errichtung eines Kriegerdenkmals auf dem Schweizer Berg hoch über dem heutigen Stadtteil Ludweiler. Hermann Röchling, der zu diesem Zeitpunkt massive Propaganda für den „Anschluß ans Reich" betrieb, wurde zum Protektor des Mals ernannt. Er spendete die Baumatierialien für das Fundament und zum Guß des Denkmals, das in seinem Werk kostenlos hergestellt wurde. Mit dem Kriegerdenkmal sollte nicht nur der den „Heldentod" gefallenen aus den sieben Warndtgemeinden sondern auch an die 15jährige Abtrennung des Saargebietes vom Reich erinnert werden.[10]

Das Ehrenmal diente ganz offensichtlich der propagandistischen Durchsetzung der Röchlingschen Ziele des Anschlusses an Hitler-Deutschland und sollte die Bevölkerung des Warndt in seinem Sinne indoktrinieren, was auch erfolgreich geschah. Selbst in Ludweiler, das bis kurz vor dem Abstimmungskampf eine Hochburg der Linken war, stimmten 87,4 % der Bevölkerung für den Anschluss an das Deutsche Reich.

Nach dem Krieg ließ der Verwaltungsvorsteher Johann Helfgen, der aus Dudweiler stammte, das „Warndt-Ehrenmal" abreißen und erntete hierfür wütende Proteste. 1954 wurde er in einem vom Festausschuss „350 Jahre Ludweiler-Warndt" herausgegebenen „Heimatbuch" als heimatfremder, unfähiger und vom Haß zerfressener Verwaltungsbeamter beschimpft, der sich „in niedriger Weise an dem Heiligtum aller Warndtgemeinden" vergriffen habe,wohingegen der Firma Röchling noch einmal ausdrücklich für ihre Hilfestellung gedankt wurde. Johann Helfgen wird an anderer Stelle des „Heimatbuches" seitens des nach dem Zweiten Weltkrieg als aufgelöst geltenden Kriegervereins Ludweiler als „Fanatiker" bezeichnet, dessen „Tat so lange eine Schmach und Schande in der Geschichte von Ludweiler bleiben" werde, bis auf der gleichen Stelle ein neues Ehrenmal entstanden sei.[11] Noch in den 80er Jahren wurde die Forderung nach einer Wiedererrichtung des Kriegerdenkmals erhoben.

VI.

Die wohl offensichtlichste Demonstration der eigenen Macht hat Hermann Röchling aber wohl im Zusammenhang mit der Errichtung der Evangelischen Versöhnungskirche Völklingen gezeigt. Nicht nur, daß er neben dem Museumsdirektor Dr. h.c. Karl Lohmeyer, der auch als „Kunstsachverständiger" für das Warndt-Ehrenmal fungierte, dem Preisgericht zur Auswahl der eingereichten Entwürfe für den Kirchenneubau angehörte, nicht nur, daß er darüber hinaus dem Bau- und Finanzausschuß angehörte, - nein, Röchling gewährte auch ein Darlehen in Höhe von 250.000 Mark[12] und stiftete ein Fresko-Deckengemälde, auf dem zahlreiche Angehörige der Familie Röchling zu sehen sind. Eine Verselbständigung des Röchling-Mythos ist es jedoch, wenn behauptet wird, der Kommerzienrat selbst befände sich auf dem Deckengemälde. Darüber hinaus hat Röchling das Deckengemälde jedoch nicht nur dazu genutzt, den Familiennamen zu „verewigen" und den Mythos als Ausdruck des Machtanspruchs in Völklingen zu illustrieren, vielmehr dient auch dieses Gemälde - ebenso wie das Warndt-Ehrenmal- dazu, die politischen Ziele Röchlings der gläu-

bigen Gemeinde einzuflößen. Auf dem Deckengemälde wird Propaganda für die Rückgliederung des Saargebiets an das Deutsche Reich betrieben, symbolisiert durch einen über den Röchlingschen Industrieanlagen zum Licht aufstrebenden Adler, der seine Ketten abgestreift hat und dem ein Engel den Aufstieg zum Licht weist.

Zu Auseinandersetzungen kam es allerdings, als Röchling die Versöhnungskirche noch einmal unter dem Deckmantel des Stifters für seine Interessen instrumentalisierte. 1932 stiftete er vier bronzene Figuren für die Außenfassade der Kirche (Hintergrund waren zwischen der Kirchengemeinde und der Hütte schwebende Grundstücksverhandlungen[13]). Röchling hatte dem Presbyterium nur den Entwurf von zwei Figurengruppen bekannt gemacht. Eine Gruppe, „Arbeit", wurde durch zwei Hüttenarbeiter(!) dargestellt, während die andere Gruppe, „Liebe", durch eine Mutter mit zwei Kindern versinnbildlicht wurde. Mit den übrigen Gruppen „Barmherzigkeit" und „Treue" schaffte Röchling Fakten. So wurde die „Treue" durch einen Soldaten in Uniform und mit Stahlhelm dargestellt, der im Begriffe ist, eine Handgranate zur Verteidigung eines hinter ihm kauernden Kameraden zu werfen. Mit sechs gegen vier Stimmen beschloss das Presbyterium dann gleichwohl die Aufstellung der von Viktor Funk entworfenen Figurengruppen.[14] Röchling übte jedoch nicht nur über das Kirchengebäude Einfluß auf die Kirchengemeinde aus. Auch sein General- und Privatsekretär Karl Rupp sowie sein Generaldirektor Wilhelm Rodenhauser gehörten dem Presbyterium an. Karl Rupp übte politischen Einfluß ganz im Sinne seines Vorgesetzten in der Evangelischen Kirchengemeinde aus. In einer Festschrift zur Eröffnung des Evangelischen Gemeindehauses in Fürstenhausen 1934 ließ er in einen Artikel mit der Überschrift „Völklingen und Fürstenhausen in Alter Zeit" die Sätze einfließen: „In den Stürmen des Weltkrieges ging das Kaisertum unter. Geblieben ist uns das Reich, das unter Adolf Hitlers Führung einer neuen, besseren Zukunft entgegengeht."[15]

Bis heute gehen in der Evangelischen Kirchengemeinde die Auseinandersetzungen um die Aufstellung des handgranatenschleudernden Soldaten weiter. 1993 sollte außerhalb des Kirchengebäudes und gut sichtbar im Zusammenhang mit der Figurengruppe eine „Denktafel" aufgestellt werden, die sich mit der Widersprüchlichkeit des christlichen Auftrages der „Versöhnung" und dem Kriegshandwerk auseinandersetzen sollte, und die auch die Frage aufwarf: „Wer gewinnt an Kriegen?" Harte Auseinandersetzungen in der Kirchengemeinde haben dann das Presbyterium dazu veranlasst, von einer Aufstellung der Denktafel vor der Kirche abzusehen, wie es in einem in dem Kirchengebäude erhältlichen Faltblatt heißt. Ein Mythos lebt weiter, die Paladine haben noch nicht gemerkt, daß sie nicht mehr gebraucht werden!

Anmerkungen:

1. Günther Funk, Aus der Geschichte des Weltkulturerbes, Alte Völklinger Hütte, Teil 1 Die Gründerfamilie Röchling, Herausgeber: Heimatkundlicher Verein Warndt e.V., 1996
2. Inge Plettenberg: Über die Beziehungen Saarländischer Schwerindustrie zum Nationalsozialismus in Zehn statt Tausend Jahren, Die Zeit des Nationalsozialisumus an der Saar 1935-1945, Saarbrücken 1988
3. Theodor Balk, Hier spricht die Saar, Ein Land wird interviert, Erstauflage 1934, in: Ring-Verlag AG Zürich, Wiederauflage 1984 in W.G. Röhrig Verlag St.Ingbert, hier S. 7 ff.
4. siehe 2.
5. ebenda
6. Inge Plettenberg, Ausländische Zwangsarbeiter im Saarland während des Zweiten Weltkrieges in: Zehn statt Tausend Jahre, a.a.O.
7. Zitiert nach Frank Kramer, Abrechnung mit Hermann Röchling, Hermann Röchling und der deutsche Faschismus, Eigenverlag 1984
8. Paul Quirin in „prisma, Schülerzeitung des Knabenrealgymnasiums Völklingen, April 1965
9. Völklinger Stadtanzeiger vom 26./27.02.1997
10. Lauterbach, 1707-1982, Ort an der Grenze, Heimatkundlicher Verein Warndt 1982
11. Ludweiler-Warndt 1604-1954, Ein Heimatbuch, herausgegeben vom Festausschuss „350 Jahre Ludweiler-Warndt", 1954
12. Karl Rupp, Wie Völklingen zu seiner neuen Kirche kam, in: Evangelische Kirchengemeinde an der Saar, Weihe der neuen Kirche, Sonntag Rogate den 13.Mai 1928
13. Hans-Walter Hermann, Geschichte im Spannungsfeld nationaler und kichlicher Auseinandersetzungen; Vortrag in der Festwoche „60 Jahre Versöhnungskirche 1928-1988"
14. ebenda
15. Karl Rupp, Völklingen und Fürstenhausen in alter Zeit in: Festschrift zur Eröffnung des Evangelischen Gemeindehauses in Fürstenhausen-Saar 14.Januar 1934

Die HobbyCom

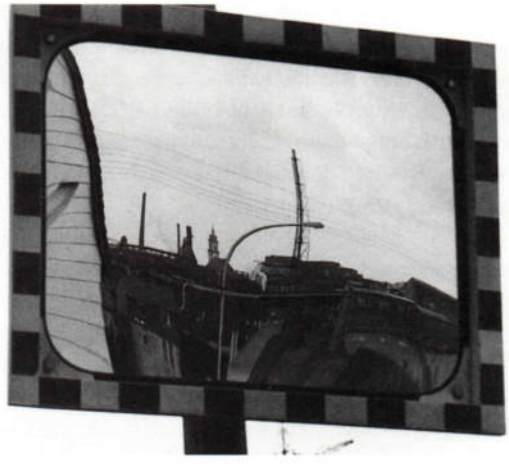
Eine saarländische Messe in Völklingen

Von Bernd Grass

Wer sich am letzten Oktoberwochenende 1996 als Computerfreak zur Herrmann-Neuberger-Halle nach Völklingen begab, kam auf seine Kosten. Computer satt, von knapp sechzig Ausstellern präsentiert. Der Oberbürgermeister war Schirmherr, der im Grußwort - quasi nebenbei - feststellt, daß wir uns "in einer Zeit tiefgreifenden Wandels von der Industrie- zur Informationsgesellschaft" befinden. Gut, daß auch Völklingen am Puls der Zeit ist. Immerhin behauptet der Veranstalter der "Förderverein für kreative Computeranwendung e.V.", daß die HobbyCom sich zur bedeutendsten Computermesse an der Saar entwickelt habe. Nach Schätzungen des Veranstalters kamen auch 1996 ca. 8.000 Besucher. Völklingen, ein saarländisches Silicon Valley, ein Zentrum der saarländischen Computerszene?

Sieht man man sich die Besucher an, will man nicht so recht daran glauben. Da ist der Vater, der seine offensichtlich widerstrebende Familie die Treppen zur Halle hinunterdrängt - es erinnert an die zeitgemäße Fortsetzung der alten Geschichte von der elektrischen Eisenbahn. Da sind die Jugendlichen, die zeitgemäßer über die Datenautobahn debattieren; allerdings, zu Hause können sie das alles besser. Jedenfalls sind sie vom Internet-Angebot auf der Messe nur mäßig begeistert. Da sind die Kids, die die Begleitworte des Oberbürgermeisters auf ihre Weise interpretieren: Sie waren an einem der Stände, die Computerspiele vertreiben und bewerten das Erstandene. Da ist die erschöpfte Besucherin mittleren Alters, die viel früher als ihr Mann aufgegeben hat, sich an der einfach gestalteten Erfrischungstheke einen Kaffee geholt und nun wartet. Da ist der Mittdreißiger, der sich, vom Angebot angetan, einen neuen Rechner gekauft hat und diesen nun vor Begeisterung und Anstrengung leicht schwitzend über die Treppen zum Auto schleppt - Beutesicherung. Da ist die junge Frau, die gelangweilt in der Halle umherschaut und offenbar nicht recht begreifen will, was ihr Freund an den Blechkisten findet.

Knapp sechzig Veranstalter haben ihre Stände aufgeschlagen. Viele von ihnen meinen es ernst. Sie bieten kommerziell nutzbare Geräte und Programme an. Dieses Jahr sind es ausschließlich regional tätige Unternehmen. Voriges Jahr war sogar noch



die Telekom unter den Ausstellern. Die ist im Herbst 1996 aber auf dem Wege zur Börse - keine Zeit mehr für Völklingen und die HobbyCom. Ein gut Teil der Anbieter wendet sich an den Handwerker oder Mittelständler und bietet Haugemachtes: Preiswerte PC und Software für die Alltagsprobleme eines kleinen Unternehmens. Man gibt sich an diesen Ständen seriös, ist messemäßig gewandet und hat wenig zu tun. Bunter ist da schon das Treiben bei den Computervereinen, die sich für die Besucher im Internet herumtreiben und neue Mitglieder suchen. Und schließlich die Vertreiber von Computerspielen: Sie genießen das ungeteilte Interesse von Jung und Alt. Hier kann auch reichlich gekauft werden.

Es ist eine saarländische Messe: Ein wenig Präsentation und Demonstration von Neuigkeiten, ein wenig Verkauf von Standardprodukten, aber auch Rostwurst und Bier. Von Silicon Valley keine Spur, eher eine konsequente Adaption der Saarmesse. Daß der Oberbürgermeister in seinem Geleitwort vom Wandel der Industrie- zur Informationsgesellschaft geschrieben hat, wirkt beim Angesicht der Messe etwas überzogen, aber bestimmt gut gemeint. Wenn die Veranstalter recht haben mit ihrer Behauptung, daß die HobbyCom "inzwischen die bedeutendste Leistungsschau des Saarlandes auf dem Gebeit der Datenverabeitung, ..." usw. geworden ist, zweifelt man ein wenig. Irgendwie stellt man sich vor, daß es mehr geben muß, aber vielleicht zeigt dies niemand so optimistisch und naiv wie die Leute auf der HobbyCom.

Völklingen – wenig Hoffnung für die Zukunft ?

Fehlende Visionen der "Spinner"

Von Paul Ganster

Völklingen wurde von dem Niedergang der saarländischen Montanindustrie wesentlich härter getroffen als andere saarländische Standorte. Massive Arbeitsplatzverluste, ein deutlicher Rückgang der Einwohner- wie der Pendlerzahlen, eine Arbeitslosenquote von inzwischen 19,5 Prozent (bisheriger Spitzenwert: 1987 = 18,7 Prozent) mögen objektive Faktoren sein, die Auswirkungen auf das Leben in dem Gemeinwesen Stadt hingegen werden hierdurch nicht - bzw. nur unvollständig - beschrieben.

Und während Völklingens Kaufmannschaft immer noch mit dem gelinde gesagt ironischen Werbeslogan "Völklingen fasziniert" für eine Verbesserung des lädierten Images der Mittelstadt wirbt, hat sich bei der Mehrheit in Völklingen eine tiefe Depression eingestellt. Und dies ist auch verständlich, denn die Zukunft verspricht kaum eine Besserung. Ein weiterer Personalabbau bei Saarstahl ist absehbar, die Schließung des Kraftwerkes Wehrden angekündigt. Auch bei der Saarbergwerke AG mit dem Bergwerk Warndt-Luisenthal wird es einen weiteren Personalabbau geben.

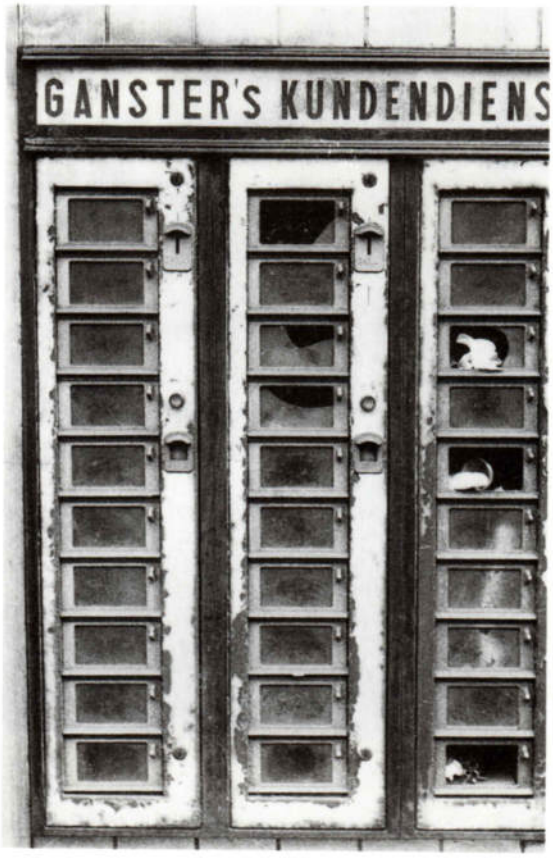
Zahlen ...

Die Zahl der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungsverhältnisse in Völklingen ging von 1982 auf 1995 kontinuierlich von 35.769 auf 24.126 - also um nahezu ein Drittel zurück. Dabei konnten die geringen Zuwächse im Bereich Handel und Dienstleistung die gravierenden Einbrüche in der Stahlindustrie und im Bereich Bergbau bei weitem nicht ausgleichen.

Folgende Zahlen sollen das Ergebnis dieser Entwicklung deutlich machen: Die Arbeitslosigkeit in der Stadt Völklingen hat inzwischen die Marke von 19,5 Prozent erreicht (Arbeitsamtsbereich Völklingen mit Großrosseln und Püttlingen 16,9 Prozent). Die Zahl derer, die bereits seit über einem Jahr arbeitslos sind, liegt dabei bei 46,2 Prozent (Stand Juni 1996).

Etwa 10 Prozent der Bevölkerung der Mittelstadt leben inzwischen ganz oder teilweise von Sozialhilfe. (4.463 Personen, Stand 31.12.1995, 1991 2.928 Personen) Die Ausgaben für die Sozialhilfe sind in der Zeit von 1992 - 1995 von 25,7 auf 34 Millionen Mark angestiegen.

Gleichzeitig sank die Bevölkerungszahl von 50.000 EinwohnerInnen im Jahre 1970 auf heute ca. 44.000. Damit fiel der Bevölkerungsrückgang in Völklingen mit einem Minus von 13,3 % wesentlich stärker aus als im Saarland mit einem Minus von 5,7 % (1970 bis 1990). Die Stadt verlor dabei vor allem Personen im Erwerbsalter (-4 %), während diese Altersklasse im saarländischen



Durchschnitt um ca. 10 % zunahm. Die Altersstruktur hat sich also weiter nach oben verschoben. Weggegangen sind die jungen, gut ausgebildeten, geblieben sind diejenigen, die eine geringe berufliche Qualifizierung besitzen und diejenigen, die wegen ihres Alters kaum eine Chance für eine berufliche Neuorientierung sahen.

Diese zunehmende Verarmung immer weiterer Bevölkerungskreise ballt sich in wenigen Bereichen: der Völklinger Innenstadt, Wehrden, Luisenthal und Fenne. Und diese Armut schlägt sich natürlich auch im Erscheinungsbild dieser Stadtteile nieder. Es sind nicht nur die grauen, ungepflegten Fassaden, es ist auch das Bild der Menschen, die einen gedrückteren Eindruck machen, denen in einer Gesellschaft, in der allein die Teilnahme am Arbeitsleben die persönliche Wertschätzung bestimmt, jegliche Perspektive, jegliche Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer Situation abhanden gekommen ist.

Durch Umverteilungsprozesse und durch den Rückgang der Gewerbesteuer- und Lohnsteuerzahlen droht für den kommunalen Haushalt der Stadt eine dramatische Entwicklung. Gelang es in den letzten Jahren, die aufgelaufenen Defizite des Haushaltes weitestgehend abzubauen, droht jetzt die neu eintretende Verschuldung die Kommunalpolitik endgültig zur Handlungsunfähigkeit zu verurteilen.

... Defizite ...

Der Haushaltsentwurf für das laufende Jahr 1997 schließt mit einem jahresbezogenen Defizit von 18 Millionen Mark ab. Und eine Wende zum Besseren ist in weitere Ferne gerückt denn je. Realistisch muß mit einem Anstieg der Verschuldung der Mittelstadt bis zur Jahrtausendwende auf bis zu 100 Millionen Mark gerechnet werden. In Folge dieser für die Kommune negativen Entwicklung sinken die Investitionen der Stadt Völklingen rapide. Investierte diese 1987 noch ca. 34 Millionen Mark, so sank der Investitionsansatz für das laufende Jahr auf etwa 4 Millionen.

Die Kaufkraft in der Stadt liegt noch weit unter den im Saarland gegenüber dem Bund ohnehin schwachen Werten. Dies dokumentiert sich recht eindrucksvoll zum einen in den zahlreichen leerstehenden Geschäftsräumen in Völklingens City, zum anderen aber auch im Warenangebot der Geschäfte, das weitgehend – entsprechend der Nachfrage – im Billigsortiment angesiedelt ist.

... Fakten

Verstärkt wird dieser Trend dann noch durch die vielfältigen städtebaulichen Defizite und Fehlentwicklungen. Hierzu nennt das "Entwicklungsgutachten für die Völklinger Innenstadt" (FIRU / GMA, Juli 1993) folgende Fakten: 20 % der Gebäude im Innenstadtbereich "weisen starke gestalterische Mängel auf", 5,4 % seien sanierungs-, 5,5 % wegen "starker gestalterischer Mängel" instandsetzungsbedürftig. Dabei ballen sich diese Gebäude gerade im Bereich untere Poststraße, Rathausstraße und Bismarckstraße, also dort, wo sich Völklingens Einkaufszentrum befindet. Die einstmals preisgekrönte Innenstadtsanierung der 70er Jahre mit ihrer immensen Ausweitung der Verkaufsflächen und der Verlagerung des Verwaltungsbereichs mit Rathaus, Postamt und Finanzamt in den Bereich des Hindenburgplatzes erweist sich nachträglich als Fehlplanung, welche die Negativentwicklung im innerstädtischen Bereich noch verstärkt.

Der Globus, welcher den gesamten Innenstadtbereich wie eine Festungsmauer vom Bahnhofsbe-

reich und dem Weltkulturerbe "Alte Völklinger Hütte" abschneidet, tut ein übriges, das negative Image der Völklinger Innenstadt zu verstärken. Dazu kommt, daß Völklingen seine Rolle als Einzugsgebiet für EinkäuferInnen für die Warndtregion, den Bereich Köllertal sowie Bous und Wadgassen schon lange an Saarlouis oder Saarbrücken abtreten mußte.

In Kommunalpolitik und Verwaltung werden vor dieser dramatischen Entwicklung weitgehend die Augen verschlossen. Wie bundesweit zu beobachten, geht der Trend dahin, die sozialen Probleme zu individualisieren. Die Stadt wird nicht mehr als Gemeinwesen verstanden, welche auch zum sozialen Ausgleich und zur Intervention im sozialen Bereich verpflichtet ist. Diskutiert wird mehr um den "Standort Völklingen", den man für potente Neuansiedlungen im gewerblichen Bereich attraktiv machen müsse - allerdings ohne allzu große Erfolge aufweisen zu können - als um Strategien der zunehmenden Verarmung und in der Folge der drohenden Verslumung ganzer Stadtteile eigene Konzepte entgegenzusetzen.

Die große Depression

Stattdessen werden die ständig steigenden Sozialhilfeausgaben und damit einhergehend die steigende Stadtverbandsumlage bejammert. Rückwärtsgewandt wird über die "Altlasten der Montankrise" lamentiert. Statt Visionen für die Zukunft zu entwickeln, wird in den Chor derer eingestimmt, welche "die Asylbewerber" und die angeblich "arbeitsscheuen" Sozialhilfeempfänger, die viel zu hohen Sozialhilfeleistungen für die Not verant-

Völklinger Verhältnisse

"Nicht wenige Völklinger schämen sich ihrer Stadt, die lange Zeit als die dreckigste Stadt im Saarland galt. So ist bekannt, daß sogar der Chef der Völklinger Hütte seine Geschäftspartner nur bis zum Saarbrücker Bahnhof bestellte, um ihnen den Anblick der Völklinger Station zu ersparen. Dieser erste Eindruck, den man dort von Völklingen bekommt, ist heute noch keine Visitenkarte, obwohl die früher ansässigen "schmuddeligen" Kneipen durch den Globus ersetzt wurden. Auch bei der Heimreise wurden die Gäste, und sei's bei Eis und Schnee, nach Saarbrücken gefahren, damit sie nicht als letztes Bild von Völklingen diese Ecke in Erinnerung bewahren sollten. ...
Wenn man schon mal gute Initiativen hatte, wurden diese oft dadurch gehemmt, daß die eine Hand nicht wußte, was die andere macht: Ein Teil der Strecke der Tour de France sollte 1987 durch Völklingen gehen, und zwar als erstes durch die Rathausstraße. Obwohl schon alles geregelt war, wurde die Straße vor der Kurve (vor Kaufhof) aufgerissen. Die französische Kommission, die für den Streckenverlauf zuständig war, konnte diesen Abschnnitt nicht akzeptieren und Völklingen war die Tour de France los...
Jetzt ist die Einsicht (hoffentlich) da, daß hier alle zusammenarbeiten müssen. Allerdings stellt sich die Frage, ob es nicht schon zu spät ist. Ein Beispiel für den unüberlegten Aktionismus sei die Gestaltung des 'Eingangs' zur Fußgängerzone vor der Stadtsparkasse genannt. Nachdem vor der Bank zuerst Stufen angelegt waren, wollte man dieses Hindernis für die Kunden beseitigen und baute für 430.000 DM statt der Stufen eine sanft ansteigende Schräge. Diese führte dazu, daß auf der gegenüberliegenden Seite im Merkur-Haus bei der Boutique Formel 1 und dem Juwelier Mandernach nach jedem Regen das Wasser im Laden stand. Um dies zu vermeiden, baute man große Blumenkübel vor die Fenster beider Ladenlokale. Mnach Aussagen von Herrn Mandernach halten diese Kübel nun die Laufkunden davon ab, zu seinem Schaufenster zu gelangen und sein Angebot wahrzunehmen. Auch für Stammkunden bilden sie eine Barriere ...
Es ist also kein Wunder, wenn nach zum Teil jahrelangen Streitereien und gegenseitigen Beschuldigungen die Emotionen den Umgangston bestimmen. Ein Abbau der verhärteten Fronten dürfte vielen schwer fallen ..."

(Sabine Schwarz, Die Einzelhandelsausstattung von Innenstädten im Städtevergleich - Diplomarbeit im Fach Handelsbetriebslehre, Universität des Saarlandes, 1991)

wortlich machen. Als hätten diejenigen, die durch Betriebsschließungen arbeitslos wurden, auch nur die Chance irgendeine Beschäftigung zu finden.

Der Glaube in Völklingen kurzfristig eine Wende durch Neuansiedlungen etwa im Bereich des Handels oder der Dienstleistungen zu erreichen erweist sich als Chimäre, wenn man sich die in Völklingen getätigten Umsätze im Einzelhandel ansieht. Diese lagen 1984 in Völklingen bei 4.100 DM, in Neunkirchen bei 7.833 DM und in Saarlouis bei 11.324 DM pro Kopf der Bevölkerung (Sabine Schwarz, Die Einzelhandelsausstattung von Innenstädten im Vergleich, Diplomarbeit, Saarbrücken 1991). In der Tendenz dürften sich diese Relationen seither wenig geändert haben.

Eine einzige kleine Hoffnung für die Mittelstadt bietet der sich langsam entwickelnde Tourismus zum Umfeld des Weltkulturerbes Völklinger Hütte. Doch um hiervon auch als Stadt zu profitieren, müßte sich das Bild der Völklinger Innenstadt radikal verändern. 250.000 Touristen jährlich möchte Prof. Zeithammer, der Vorsitzende der Stiftung Industriekultur jährlich nach Völklingen bringen, durchaus auch eine Chance für neue Arbeitsplätze. Ob Völklingen diese Chance nutzen wird ist noch offen. Zu tief hat sich in den Köpfen die Vorstellung festgesetzt, man könne ja doch nichts machen. Zu sehr hat die jahrelange Abhängigkeit der Stadt von Hilfen von anderen - seien es Bund oder Land - dazu geführt, daß man sich eine Lösung der Probleme von irgendeinem Außenstehenden erwartet und gleichzeitig weiß, daß diese nicht kommen wird.

Es bleibt der Eindruck, die Mehrheit in Völklingens Rat und Verwaltung - wie auch in der Mehrheit der Bevölkerung - habe sich gerade mal "damit abgefunden", daß die Alte Völklinger Hütte jetzt in den Rang eines Weltkulturerbes erhoben wurde. Gejubelt haben nur die "Utopisten" und "Spinner", die sich jahrelang für deren Erhalt eingesetzt hatten. Die Verwaltung Völklingens ist diese Entwicklung gerade einmal eine ABM-Stelle zur "Tourismusförderung" wert.

Wo viel zu tun wäre, wo "kreative Spinner" gefordert wären, lähmt Resignation und Hoffnungslosigkeit das Handeln. Wer es wagt, existierende Strukturen in Frage zu stellen, z.B. überlegt, ob nicht eine attraktive Fußgängerzone in Rathaus- und Poststraße mit Freiluftgastronomie wenigstens einige der Touristen, die das Weltkulturerbe besuchen, auch in die Innenstadt bringen könnte, wird als "Totengräber" für Handel und Gewerbe diffamiert.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Zukunft Völklingens düster dar. Es sei denn die "Spinner" und "Utopisten" setzen hier einen Umdenkungsprozeß in Gang. In den Köpfen der Mehrheit der Bevölkerung und bei den politisch Handelnden. Die jetzt vorherrschende Vogel-Strauß-Mentalität jedenfalls wird die wachsenden Probleme Völklingens nicht lösen.

WINTERREISE

Tagebuch aus der Arbeitslosigkeit

Von Jürgen Kück

20. Oktober

Der Tisch. Der Küchentisch.
Auf dem Küchentisch meine Hände, die rechte auf der linken.
Mein Blick auf der oberen, der rechten Hand.
Ein Stapel ruhender Dinge.

Schwerer Dinge. Schwer durch die Last dieses Blickes.
Meines schwer gewordenen Blickes.
Sinkend, immer wieder. Wie von Gewichten gezogen.
Wie selbst ein Gewicht.
Will immer nach unten.
Sinken. Liegen.

Schwerkraft. Zieht den Blick hinaus hinunter.
Und, dahinter, die Gedanken auch.
Die immer mühsamer von der Stelle kommen, Kreise gehen.
Mühsam kleine Kreise gehen, am anderen Ende des Blicks.
Im Kopf.
Im Kopf eines Arbeitslosen.
In meinem Kopf.
Ich bin ein Arbeitsloser.

Ein Satz wie: Ich bin ein Alkoholiker.

Erste Veränderungen. Beschwerden.
Vielleicht habe ich weitere noch nicht bemerkt.
Ich sehe in keinen Spiegel mehr.

Um geradeaus zu sehen, ist ein Aufschauen nötig.
Und Hochschauen gelingt nur noch durch Hochheben des Blickes.

Es geht abwärts.
Irgendwo beginnt es. Natürlich: Im Blick, in der Aussicht, ein logischer Anfang. Augenfällig. Ich kann mich zurücklehnen und denken: Was für eine Erfahrung, einfach und sogar schön.
Eine geräuschlose Kettenreaktion.

Ruhig, ruhig.

Wie war das, wie war das: Im Januar, genau am 1. Januar, änderte sich mein Leben. Im Frühling war der Blick noch frei und schwerelos, ein offenes Gesicht auf den Fotos. Damals konnte ich noch unbeschwert sehen: Die Erinnerung an den Mai, ja, eine schöne Erinnerung: An die Buchen mit ihrem ersten Laub, wie ein Kaleidoskop, bis hinauf in die Wipfel. Das habe ich gesehen.

In Kooperation mit der Arbeit und Kultur Saarland GmbH führt die „Koordination Saarländischer Arbeitsloseninitiativen" ein Kulturprojekt durch, in dem Arbeitslose ihre kreativen und künstlerischen Fähigkeiten präsentieren können. Den nun folgenden Text drucken wir in unserem Völklingen-Schwerpunkt ab, weil der Autor, Jürgen Kück, (zufällig) aus Völklingen stammt. Die literarische Bearbeitung des Themas „Arbeitslosigkeit" ist ungemein schwierig; wir glauben, daß es dem Autor in diesem Text gelungen ist. Im Vorwort seines etwa 50seitigen Manuskriptes sagt er:

Diese Winterreise beschreibt Gedanken und Gefühle im Verlauf von sechs Monaten. Wie einer dieser unmarkierten Aussätzigen sein Sinken erlebt, seine Erstarrung in der Kälte, seine Ausgrenzung, sein verändertes Sehen. Eine Krise, die den ganzen Menschen verändert, physisch und psychisch, und deren Ausgang ungewiß ist. Der Text will zeigen, wie so einer, arbeitsloser von Tag zu Tag, schwer arbeiten muß, um vielleicht Kopf und Blick wieder heben zu können.

Der hier abgedruckte Teil der Tagebuchaufzeichnungen stammt aus den Anfangskapiteln.

red.

Und Geräusche waren da, bunte Stimmen der Dinge, Oberflächen, oben, unten, Gerüche, alles an seinem Platz und so in meinem Gedächtnis.
Aber die Zeit danach? Juli? August? September?
Immer weniger Eindrücke. Niedergang. Stockung. Stille.
Wie vor einer Wand. Vor schwarzem Glas. Vor dem Erdboden.

Habe ich den Sommer übersehen? 100 Tage geschlafen?
Entferne ich mich seit drei Monaten?
Rolle ich mich zusammen wie ein welkes Blatt, zusammengeknüllt, geschrumpft, irgendwo
auf der Erde?

Ruhig. Ruhig.
Hier sind meine Hände. Hier mein Tisch.

Jetzt sind zehn Monate vergangen.
Wie geht es weiter?
Was geht wie weiter?

Wächst vielleicht irgendwo im Hinterkopf Resignation, die in den Körper sickert und im Nacken angekommen ist?
So sehen viele Menschen aus. Als ob sie ihre Tage wegschleppen, von innen her dunkel. Ich habe mich immer gefragt, wie aus fröhlichen Kindern diese tieftraurigen Erwachsenen
werden konnten.
Wie lange geschah was mit ihnen?
Geschieht es jetzt mit mir?

Zehn Monate.

Kann ich mich noch freuen? Auf den nächsten Tag?
Ja, oft. Manchmal, auf den Morgen, auf das Morgengrauen, nein, Vorsicht, Worte sind wie Pillen, ich muß verbale Antidepressiva nehmen: Freude auf das Morgen-Licht.
Licht, das ist gut.
„Im Dunkel wird mir wohler sein", das Lied geht mir nicht aus dem Kopf, aber für mich soll es nicht gelten.
Schon eher das andere: „Was vermeid ich denn die Wege, die die andern Wandrer gehn".
„Habe ja doch nichts begangen", oder so ähnlich heißt es im Text.
Wegdenken. Nicht runterziehen lassen. Abwerten: Ohrwürmer.
Lieder sind unterstrichene Worte, gefährlich süße Pillen.
Im Dunkel darf mir nicht wohler sein.

Ich muß achtgeben.
Meine Augen beobachten. Den Blick ansehen. Blickdiagnose.
Bin ich krank?
Falle ich? Und er tastet schon den Boden ab, dieser Blickstock?

Ich muß Haltung bewahren.
Aber wo nehme ich Haltung her?
Gebeugt über meine Arbeitslosigkeit.

Ich muß Positives sammeln. Die Freuden, die Lichter aufzählen und mir vor Augen führen.
Was darf ich noch erhoffen?
Eine Bewerbung ist noch unterwegs, eine von achtundfünfzig.
Seit vielen Wochen.
Vielleicht ein gutes Zeichen.
Ich sage laut: „Ein gutes Zeichen".
Ich will mich an die guten Zeichen halten.
„Gute Zeichen". Die Worte fliegen durchs Zimmer, reflektieren an den Wänden, kommen zurück.
Eine Stimme sagte: „Gute Zeichen".

Was erfreut mich?
Daß ich noch geliebt werde? Ja, erstaunlich. Monika scheint meine Veränderungen nicht zu bemerken. Wie soll sie auch. Liebt einfach weiter. Wenn sie mich besucht, kommt auch die Lust, die uns hochwirft, auffängt und wieder geht.
Nun gut, eine Freude.
Aber was noch? Daß ich gesund bin, scheinbar noch gesund bin, körperlich. Auch ein Grund für Freude.
Und daß ich meine Waldwege liebe. Ja.
Und was noch, was noch?
Ich muß sie sammeln und aufschreiben oder auswendig lernen, die Gegengewichte, die Heitermacher, die seelischen Halskrausen, damit sie mir den Kopf hochhalten.
Gerne leben, dieses einzige Leben gerne leben, das ist Arbeit.

Gerne leben.

Nicht wie Rolf, den ich neulich wiedersah.
Wir hatten vor 20 Jahren gemeinsam studiert und dann nur noch flüchtigen Kontakt.
Da saß er nun, mein alter Freund, neben mir, im Warteraum des Arbeitsamtes.
Mir fiel die Querfalte auf zwischen seinen Augen: Wie ein Minuszeichen.
Wir sprachen wenig. Scham war da, wie bei allen, die da saßen.
Schuldlose Scham.
Seine hängenden Hände, sein langsamer Blick aus weit offenen Augen, negative Mundwinkel, zynische Bemerkungen mit monotoner Stimme – er war nicht wie früher.
Dann sah ich ihm vom Fenster aus nach: Er ging wie gegen Wind.
Mitleid empfand ich. Aber leider auch Abneigung.
Ich sah, daß es schon in seinem ganzen Körper ist: Gern lebt er nicht mehr.
Er ist eben am Leben. Lebendig durchdrungen von seinem Unglück.
Rolf ist schon 5 Jahre arbeitslos.

Also hoch mit dem Blick, vom Küchentisch zum Fenster, hinaus über den Garten, hinauf zum Oktoberhimmel.
Er ist schmutzig hell, bleich wie eine alte Zimmerdecke, sumpfig.
Von den Obstbäumen sinken die ersten Blätter ins tiefe, matschige Gras.
Fallen, fallen, ja ja, es ist in allen, sagt der Dichter.

Wir werden rittlings über dem Grabe geboren. Existenz als schiefe Ebene, das weiß jeder. Damit leben wir. Das geht. Wir stemmen und krallen uns durch.
Das gelang mir doch auch, jahrzehntelang.
Vielleicht sollte ich zuerst einmal das Fenster putzen! Irgendwo anfangen.
Vielleicht ist die Welt hell und heiter, und ich sehe sie grau, wegen dieser Scheiben!
Das Einfache! Das schwierig Einfache.
Da beginnt vielleicht eine Domino-Reihe der Traurigkeit, eine von vielen, wer weiß.
Ich müßte, ich sollte, ich kann nicht. Immer dasselbe. Immer wieder dieselbe Sackgasse, seit Monaten.
Vielleicht gelingt mir ein Ruck, der mich hochreißt und anschiebt.
Ein Entschluß: Aufstehen von diesem Stuhl, weggehen von diesem Tisch, Mozart hören,
Fenster putzen, und weiter, und mehr, vielleicht.
Und dann hinsetzen und hochschauen, mit einem Ich-hab's-geschafft-Blick: Ich habe mich aufgestanden, ich habe mich weggegangen, ich habe für Helligkeit gesorgt...
Ein lächerlicher Anfang.
Ein Anfang.
Irgendwann. Wie früher.

Wäsche aufhängen ist seltsamerweise eine Arbeit, zu der ich weniger Anstoß benötige.
Ich muß nachdenken, ob das Öffnen des Fensters eine Hürde darstellt, weil ich inzwischen das Offene, das Öffentliche meide.

Öffne ich Fenster und Augen nicht mehr? Und bestehe ich auf einer trüben Optik?
Oder – und das wäre positiver – gefällt mir das Trocknen der Wäsche auf dem Wäscheständer, weil es ein von mir eingeleitetes Geschehen ist? Weil ich etwas „geschaffen" habe?
Jedenfalls gehe ich ab und zu ins Bad, um mein „Werk" anzusehen.
Nicht ohne Stolz.
Nicht ohne Scham allerdings auch.

23. Oktober

Meine Hände auf dem Tisch, auf der linken die rechte, auf der rechten der Blick, hinter dem Blick der gesenkte Kopf, im Kopf meine Hände.
Tonnengewichte.
Die Haut über den Knöcheln ist weiß. Handrücken und Unterarme sind noch gebräunt vom Sommer.
Geranien hatte ich im Garten gepflanzt und Tomaten, die ich dann Nachbarn schenkte.
Ich aß keine der Tomaten. Blödsinn. Tomaten, damit überhaupt etwas wird.
Geranienzeug! Zur Selbstbestätigung?
An albernen Preisausschreiben teilgenommen, üm das Warten mit Hoffnung zu füllen.
Ich Dummkopf.
Mein Liegestuhl lehnt noch an der Hauswand, ich sollte ihn allmählich reinholen. Kein einziges Mal habe ich ihn benutzt.
Stand mir irgendwie nicht zu.
Oder weil die anderen dort saßen, im Garten in der Sonne?
In der Sonne, diesem Scheinwerfer, der mich suchte, mich entlarven und bloßstellen wollte.
Dieses laute Licht.
Mit Ausreden blieb ich in der Wohnung, hörte sie lachen (über mich?) durchs trübe Fenster, sechs Meter entfernt, ich Asozialer auf einem anderen Planeten. Wollte kein Gespräch.
Schlechtes Gewissen verschenkt Tomaten!
Ich schäme mich vor mir selbst.

Doch wenn ich draußen war, alleine, tagsüber, werktagsüber, saß ich auf der Steintreppe zum Garten, auf dem Sprung sozusagen.
Ja, ich erinnere mich: Immer mal wieder saß ich kurz dort, rauchte, wie man schnell mal zwischendurch raucht – obwohl mich doch niemand sah, außer mir selbst –, saß also eine Zigarettenlänge dort und suchte nach beruhigenden Gedanken.
Bewerbungsbriefe waren unterwegs, wurden vielleicht in diesem Augenblick wichtigen Menschen vorgelegt.
Möglicherweise diktierte man schon die Einladung zu einem Vorstellungsgespräch.
Oder – warum nicht? – ein ganz Entschlossener hielt seiner Sekretärin meinen Brief hin, den Zeigefinger unter meiner Telefonnummer, und befahl eine sofortige telefonische Verbindung, zurück in sein Büro eilend.
Durchaus vorstellbar.
Ein Blick zurück zum Küchenfenster: Ja, es stand offen, ich würde das Läuten also bis zur Treppe hören.
So war das, im Sommer.
Und die Sonne streichelte warm über meine Hand, die ruhig und ohne Zittern die Zigarette hielt.
Briefe waren unterwegs.

In der Sommerhitze schmeckte die Zigarette nicht.

Aber sie gab mir das Gefühl einer Unterbrechung...
Jetzt verstehe ich: Das Gefühl einer Unterbrechung von sinnvollen Tätigkeiten!
Das Gefühl sinnvoller Tätigkeit sollte entstehen durch die Einrichtung einer Pause.
Ist noch mehr Selbsttäuschung möglich?
Ein Nichts ernannte ich zur Lücke, so daß – von mir selbst – auf ein Links und Rechts, auf ein Vorher und Nachher geschlossen werden sollte.
Als ob. Als ob...
Zehn Monate. Wie soll ich diese Veränderungen aufhalten? Sie schleichen.

Ist es nicht auch so, daß mir Vertrautes immer häufiger fremd erscheint?
Wörter, Dinge, auch Menschen.
Während mir jemand etwas erzählt und ich ihm in die Augen schaue, konzentriere ich mich oft gegen meinen Willen – auf einzelne Partien seines Gesichts: Die Augenfalten, die Kinnbewegungen, die Wangenknochen. Dann bildet das Gesicht sich zurück zum Kind, dann wie im Zeitraffer zum alten Menschen. Und seine Worte erreichen mich als Schallwellen mit sinnlosen Geräuschen.
Auch beim Lesen fällt ein Wort manchmal aus seinem Zusammenhang heraus und wird leer.
Und Dinge, einfache Dinge: Ich halte sie an, sie halten mich an.
Früher gebrauchten wir einander, glatt, fließend, geschmeidig.
Jetzt ist da eine rauhe Stelle. Grund.

Oder hier, meine Hände: Seltsame Gebilde nach längerem Anschauen, hier auf dem Tisch.
Nie zuvor gesehen.
Diese Arme: Abgeschaltete Geräte, und das schon nicht mehr. Fundstücke, Relikte.
Fremde Dinge. Fremde Gedanken.
Oder dieses Messer: Bisher ein Gebrauchsgegenstand, definiert und verstanden.
Jetzt aber kann es unter meinem Blick seine Funktion verlieren: Es schaut weg, es schaut her, und ich fühle klar, daß es herschaut.
Nichts anderes existiert außerhalb dieses Kreises, in den wir beide gebannt sind.
Das Messer wirft den Begriff „Messer" ab, wird zum Boten und öffnet kurz ein Fenster zu seiner Welt.
Und ich kann nicht begreifen und sehe fasziniert, wie es da ist, im Kosmos, genau da, genau jetzt: Etwas völlig Fremdes, das ich früher für ein Messer hielt.
Dann, nach einer Minute vielleicht, schaltet mein Blick wieder zurück auf das normale Abtasten von Oberflächen, auf automatische Brennweite, von Innengrund auf Vordergrund: Auf einen Gebrauchsgegenstand, ein Messer, das Messer, das wie immer auf dem Tisch liegt.
Wir reihen uns wieder ein, rasten wieder ein in unseren isolierten Welten.
Inszeniert mein Blick ein Vexierspiel, um sich im scheinbaren Stillstand zu spiegeln?
Arrangiert er eine Flucht?
Oder projiziere ich Funktionslosigkeit hinaus in das, was ich sehe?

Bin ich, ohne Funktion, noch ein ganzer Mensch? Das arbeitslose Messer? Das tote Messer? Das untote Messer?
Wird das auf dem Tisch liegende Messer erst zum Messer, wenn es ergriffen und benutzt wird?
Ein auf den Meeresgrund sinkendes Messer bleibt ein Messer. Es behält seinen Wert, wie ein täglich benutztes Messer.

Der Blick ist es, der Blick, der die Dinge anhält.
Zehn Monate haben meinen Blick verändert.
Manchmal denke ich: Wenn ich die Erde vor meinen Füßen lange genug anstarre, kommt mein Blick in Neuseeland wieder heraus.

Von draußen sieht man es den Augen an: Welche Welt der Blick sich zusammensetzt.
Und ich auch, von innen, kann mir in die Augen sehen: Sie sind weit offen, trotz des Gefühls, die Augenränder wollten sich, wie von einem Gummirand gezogen, zur Mitte hin über den Augäpfeln schließen.
Sie sind nur geöffnet, weil sie nicht geschlossen sind. Wie übermüdet.
Ins Leere schauend, sagen die Leute. Nach unten.

Der Blick will nicht aufnehmen und berühren, sondern irgendwohin schräg nach vorne gesenkt, abgelegt werden und dort bleiben, ohne Lidschlag und Bewegung.
So steht mancher im Novemberabend an einer Haltestelle, den Blick gerichtet auf den nassen Asphalt, abgeschaltet, zurückgenommen.
Er mag ausruhen oder sich erinnern oder einem Abschied nachtrauern – er reagiert.
Er verarbeitet. Er nutzt die Zeit.
Ich sehe mich zwar oft auch so, auch so gehend, wie gestern, gespiegelt im Schaufenster, aber ohne jenen inneren Vorgang: Vielmehr gesunken in graue Gleichgültigkeit.
Und in mir keine Gedankenwege, keine Gefühlszeichen, keine Farbe.
In meinem Körper ist es kalt und dunkel.
In den Augen: Der blinde Blickstock.
Gestern sah ich aus wie Rolf.

Kann denn eine einzige Sorge den ganzen Menschen erdrücken?
Als sei jeder weitere Tag ein weiterer Tropfen Gift in sein Blut.
So daß sich die ursprünglich einzelne Sorge immer mehr ausbreitet und den ganzen Menschen verfinstert und sich anfühlt wie Trauer oder wie eine lebensbedrohende Krankheit.
Oft muß ich mich besinnen: Was ist denn mit mir? Ach ja, ich bin ja nur arbeitslos.
Keiner starb, niemand verletzte mich, niemand verließ mich, ich bin organisch gesund.
Nur arbeitslos.
Und doch das Gefühl: Jemand starb, jemand verletzte mich.
Man verließ mich.

Ich muß ihn ab sofort dauernd beobachten, diesen Blick, vom Aufwachen bis zum Einschlafen.
Und im Schlaf auch.
Ich muß seinen Hintergrund aufhellen und Klarheit hineindenken und Lichter aus kleinen Lebensfreuden einsetzen.
Ich muß ein Gefühl erlernen, das mit jedem Herzschlag die Botschaft in mir verbreitet: Du lebst, du lebst! Es gibt viele Menschen, die schlimmere Schicksalsschläge erleiden müssen und gerne mit dir tauschen würden.
Stelle dich neben dich und schau: Du lebst, körperlich schmerzfrei und unbehindert.
Ist das nicht schon Glück?
Unzählige Menschen sind Tote oder wurden nie geboren. Du gehörst jetzt zu den Lebenden; aus

unendlich vielen zu den wenigen, die leben dürfen: Jetzt und jetzt und auch jetzt lebst du, nur für dich, nicht für andere.
Zwar ohne bezahlte Arbeit, aber schadet dieser Umstand deinem Leben?
Verkürzt er es?
Schlägt das Herz etwa anders?
Fließt das Blut langsamer? Fallen die Hände ab?
Ja. So ist es. Sie fallen ab.
Genau so ist es.

Ruhig. Ruhig.
Was tust du seit einer Stunde? Du läufst in deiner Wohnung auf und ab und schiebst dabei deinen Blick wie einen Schubkarren vor dir her.
Geh in den Flur zum Spiegel: Da, ein Mensch, lebendig, gesund und einigermaßen liebenswert: Doch doch, du darfst lachen, ihn streicheln, sei sorgsam und freundlich zu ihm.
Nimm dir etwas vor, und tu es dann auch: Mit Freude, weil du freiwillig bist.
Werde Fachmann auf irgendeinem Gebiet, das dich interessiert; lies alle erreichbare Literatur, übe, laß dein Selbstvertrauen wachsen, bis du weißt: Das kann ich!
Und bist du noch mutlos, so beginne mit kleinen Schritten.
Tu etwas, dessen Ergebnis du sehen kannst: Ein Fenster putzen, nur eins.
Eine Zimmerpflanze umtopfen, nur eine.
Einen längst fälligen Brief schreiben, nur einen.
Versuch es.
Und morgen wieder, und ein Rad kommt ins Rollen, die Tage bekommen einen Rhythmus, und erst dann bist du frei: In deiner eigenen, selbstbestimmten Ordnung.
Du bist Unternehmer, und du produzierst dein Leben: Ein nützliches, erfreuliches Gut für dich und deine Umgebung.
Dein Aufwand: Selbstdisziplin, Kreativität, Mut, ständiges Selbstgespräch.
Dein Ertrag: Bewußtes Erleben, Verständnis, Frieden.
Das klingt wie psychologische Tips, kalt und glatt wie Fische?
Dennoch: Versuche, sie zu greifen.

So und ähnlich und immer wieder aufweckend müssen die Sätze sein, damit ich weiter gern lebe: Die Seele nähren mit positiven Worten, ihr ein Korsett anlegen aus lebensbejahenden Sentenzen.
Damit auch in finsteren Stunden eine Stimme ruhig weiterspricht:
Diese Minuten sind, wie jede Zeit, ein Übergang, ein Prozeß, eine Vorbereitung.
Gerade jetzt wird dein Leben wesentlicher.
Hab Geduld. Hab Geduld...

Und das alles ist so schwer.

Ich befinde mich auf einer Insel, bin hier vor zehn Monaten vergessen worden.
Vielleicht kommt nie mehr ein Schiff, das mich zum Festland bringt.
Aber die Insel ist so groß, daß ich sie nie ganz erforschen kann, und sie bietet mir alles, was ich brauche.
Solange sie nicht im Meer versinkt.
Die Leute sagen, man muß auf dem Festland leben und dort so leben wie die Festlandleute.
Das muß ich verlernen.
Kommt ein Schiff – gut. Wenn nicht – auch gut.
Immerzu starre ich auf das Meer hinaus.
Jetzt sollte ich mich endlich umdrehen, meine Insel schätzen lernen und Freude suchen.
Und diese eine Flaschenpost, die letzte, die ich weit hinauswarf, sie gelangt vielleicht ja doch in gute Hände.
Was ich an Mut hatte, gab ich ihr mit.

24. Oktober

Nachmittag.
Die abgelegten Hände auf dem Tisch.
Das stumpfe Messer. Schaut zum Fenster.
Das stumpfe Fenster. Schaut hinaus.
Den Blick hinaus vermeiden.

Die Birke sieht einsam aus. Sie dreht sich um. Sie friert.
Die Pappel faltet ihre dürren Finger.
Kalter Regen will durch die Fensterscheiben, will mich und meine Wohnung ignorieren.

Die Bäume geben auf. Ziehen sich zurück.
Der Wind reißt die Blätter weg.
Das alles muß so sein, ich weiß.

Ob jemals wieder ein Frühling kommt in diesen Garten? Und ich hier sitze?

Mein Blick.
Bleib hier, mein Blick. Bleib hier.
Hier ist der Tisch. Hier sind die Hände.
Bleib hier.

Lassen. Warum nicht alles lassen.
Das Wort: Lassen. Lassen. Ausatmen.
Frei werden.
Lassen.
Alles, alles lassen.

Hier ist der Tisch. Mein Tisch.
Meine Hände darauf. Kühle Hände.
Alte Hände, viele tausend Jahre alte Hände.
Die rechte auf der linken.
Winziges Zittern, auch wenn ich die Stirn darauf lege.

Geduld? Zur Geduld gehört auch Hoffnung.

25.Oktober

Ich lebe noch gerne.
Ich bin auch nicht einsam.
Freunde und Freundinnen rufen an, klagen über Freundinnen und Freunde, über Arbeit und Ängste.
Gespräche vom Festland.
Sie danken dann und legen erleichtert auf mit der Gewißheit, in einem wandelnden Problemenkatalog registriert zu sein.
Wie jeder Kümmerer weiß ich, daß es für niemanden leicht ist, sein Leben zu Ende zu leben.

Trage ich an meiner Situation schwerer als andere an der ihren?
Vielleicht, weil sie seit zehn Monaten unverändert blieb und von Tag zu Tag sogar endgültiger wird?
Weil sie an jedem Tag neu beginnt?
Macht die Anhäufung von Zeit sie immer schwerer?
Zieht sie meinen Kopf herab? Drückt sie mich hinunter?
Wächst sie in mir wie ein Dauerton, der nicht endet und bleibt und anschwillt oder anzuschwellen scheint, weil er bleibt und nicht endet? Der mich fesseln will mit seiner endlosen, unsichtbar dünnen Schnur, bis nur das Herz noch lebt?
Oder wächst sie wie Stille, wie Stille wachsen kann: Eine kleine schwarze Kugel, unscheinbar böse, die sich langsam ausdehnt, mitten in mir, unaufhaltsam, nach oben, unten, rechts, links, und Ahnungslos-Lebendiges schwarz macht und schwer und stumm?

Wieviel Last erträgt die Seele, bis sie es dem Körper weitersagt?
Und wie lange schweigt der Körper, bis er sich äußert?

Ich hatte auf dem Kalender eine Linie gezogen, über die Monate hin, von Januar bis heute, und wollte den Strich täglich verlängern in der Hoffnung, ihn eines Morgens, vom Briefkasten kommend, mit einem Punkt beenden zu können. Mit einem Akkord.

Schluß mit diesem Adventskalender! Diese Linie ist eine Reihe von Punkten.
Sie ist längst ein Punkt, ein schwarzer Endpunkt.
Eine Dissonanz.
In der Stille wird mir wohler sein.

Ich muß lernen: Mein Berufsleben ist plötzlich und unerwartet gestorben.
Noch vor zwei Jahren von mehreren Firmen umworben, braucht man mich jetzt nicht mehr: Zu alt, zu lange schon draußen, man verzichtet auf mich. Die wenigen Plätze sind mit jungen und billigen Kollegen besetzt, deren Qualifikation täglich an meine heranwächst.
Gestolpert und liegengelassen. Ich finde nicht mehr statt.

Wie soll es weitergehen? Wie soll ich weitergehen?

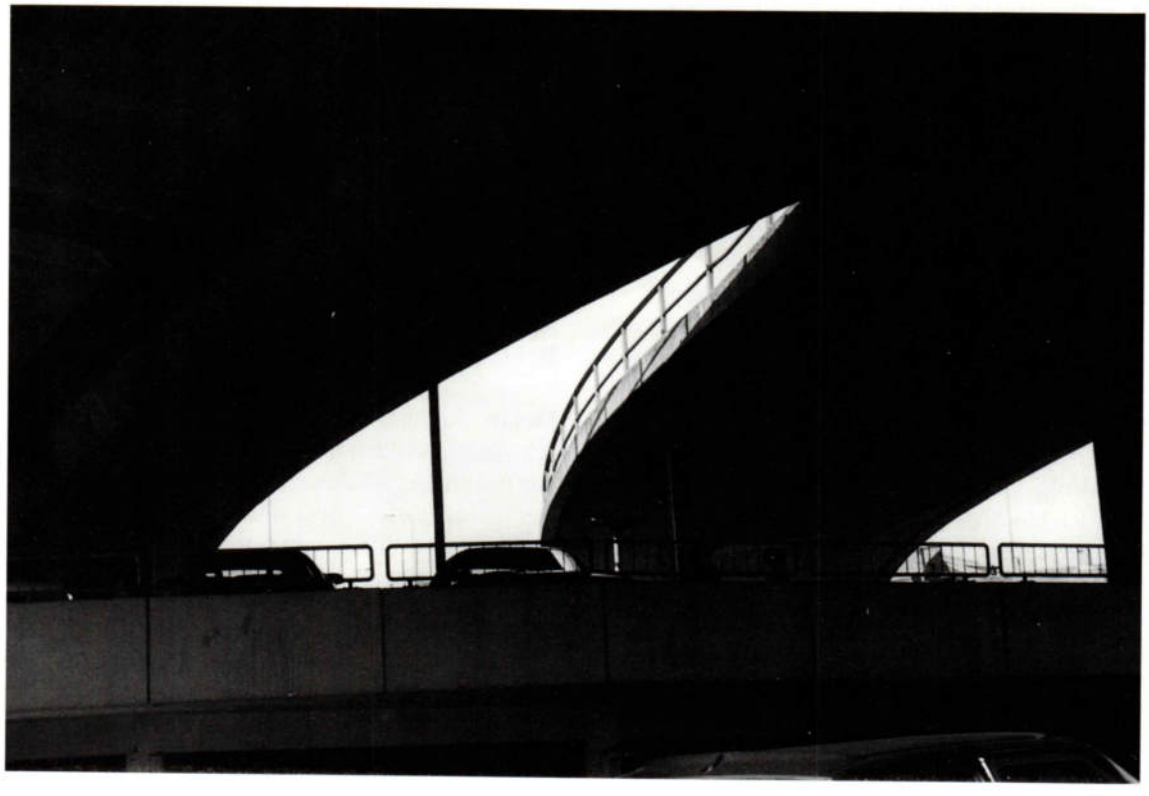
Liegengelassen, nicht liegengeblieben. Denn mit 58 Bewerbungen wollte ich wieder auf die Beine kommen. Doch 57mal bedauerte man und zog weiter.
Noch eine Hoffnung. Eine. Eine einzige.
Nun sitze ich da unten und wage nicht mehr aufzuschauen.

Wieso: Da unten?
Ich lebe doch weiter.
Weg mit dem Gefühl, da lebe nur ein trauriger Rest!
Ich, ich lebe weiter. Ich bin doch mehr als nur der „Arbeitslose".
Ich setze mein Leben fort, für mich, nicht für irgendwen oder irgendwas.
Mit dem Wert eines Menschen. Mit dem Recht des freien und schuldlosen Blickes.
Dieses Recht muß mir diese Instanz im Hinterkopf geben.
Dort, in meinem Kopf, muß ich arbeiten. Täglich. Ohne Pause.

noch größere Mühe, eine Überzeugungsarbeit.
So viel Vernunft besitze ich noch nicht.

26. Oktober

Auch das ist Arbeit: Als Erwerbsloser ebenso gesund und krank zu sein wie die Erwerbstätigen.
Unauffällig sich einzufügen. Mit ihnen zu leben.
Mit ihnen, die morgens lange nach mir aufstehen, und die ich, mit meinen Händen am Küchentisch sitzend, aus dem Haus eilen höre.
Ich bleibe sitzen, trotz besserer Ausbildung, besse-



Ich muß, ich muß, immer dieses Ich muß.
Wie soll ich das alles müssen können?

Mühen, so viele Mühen, um zu leben. Arbeit, um mit der Arbeitslosigkeit leben zu können.
Und wenn ich diese Mühen nicht auf mich nehmen wollte?
Dann müßte ich lernen, gerne zu sterben: Eine

rer Zeugnisse und besserer Gesundheit als mancher da draußen.
Ich mache mich klein am Tisch, leises Gedudel wie immer, Schlager oder Mozart oder Nachrichten, ich weiß es nicht, es dudelt und spielt mir normales Leben vor.
Verbindet mich mit denen da draußen, den Normalen.

Bei Regen verschlechtert sich mein schlechtes Gewissen noch um einige Krümmungen. Verkrampft sitze ich da mit meinem Stimmengewirr im Kopf und fühle mich unklar schuldig, obwohl ich doch weiß, daß ich schuldlos bin.
Es nützt nichts. Wer in Not geraten ist, funktioniert nicht richtig: Also schuldig.
Die da draußen zahlen mein Essen, muß ich denken, meine Wohnung, sie füttern den Nichtsnutz durch, denke ich über meinen kühlen Händen. Sie, die jetzt mürrisch zu ihren Arbeitsstellen eilen, sie alle mußten nur wegen mir aufstehen.
Sie rennen in ihre besinnungslose Woche, und ich schaue zu.
Im Januar konnte man ja noch annehmen, ich hätte Urlaub. Oder sei krank.
Da bewegte ich mich noch ziemlich frei und sicher.
Doch dann: Vier Wochen Urlaub? Sechs Wochen krank?
Die Blicke wurden schräger, schien mir.
Aus Gehen wurde Huschen, das Stehen zum Fragezeichen.
Nun hocke ich da und denke im Kreis herum.

Daß auch ich viele Jahre mit Freude am Bruttosozialprodukt mitgewirkt habe, beseitigt mein dumpfes Schuldgefühl nicht.
Jeder von denen da draußen kann arbeitslos werden, denke ich mir.
Aber ich bin es geworden.
Und begegnen wir uns abends im Treppenhaus, was manchmal leider geschieht, heimkehrend, Müll raustragend, schimpfen sie über ihren Tag, lachen aber auch, ausbalanciert, und erzählen Episoden über Kollegen und Chefs. Wie ich, früher.
Und reden sie arglos vom „Feierabend" oder wünschen ein „schönes Wochenende", zucke ich zusammen, obwohl ich weiß, daß sie mich damit nicht verhöhnen wollen.
Dann denke ich im Kopf blitzschnell hin und her, gebe mich streng unbefangen und spiegele möglichst genau ihr Mienenspiel zurück.
Mitempören gelingt mir recht gut: Durch Kopfschütteln und Stammeln von „Na so was!" oder „Kaum zu glauben!" werde ich den Erzähler bald los, der dann, in seinen Gefühlen bestätigt, selbstbewußt die Treppe hinaufsteigt.
Weniger gut bin ich im Mitlachen. So wird mancher unbefriedigte Gesprächspartner veranlaßt, die lustige Geschichte noch einmal, diesmal mit Ausschmückungen und kleinen Erläuterungen, zu erzählen, meistens in verschärfter Form, indem er die Wörter unter dauerndem Gelächter auswirft.
Während solcher Begegnungen bewege ich mich langsam zu meiner Wohnungstür hin, aber so langsam, daß man eher von einer gewissen Tendenz zur Tür sprechen könnte.
Ich will ja keinen Unwillen hervorrufen. „Wieso haben ausgerechnet Sie es so eilig?", könnte ja einer fragen, dem vielleicht irgendwann mein Lachen als nicht fröhlich genug mißfallen hatte.
Wenn dann der Nachbar einen zufriedenen, entleerten Eindruck macht, etwa nach einer von mir ausgiebig gewürdigten Pointe, signalisiere ich Geschäftigkeit durch zwei, drei rasche Schritte zu meiner Tür, die ich, zustimmende Worte rufend, zügig öffne.
Ein munterer Abschiedsgruß, und sie fällt ins Schloß, nicht laut, nicht leise.
Da stehe ich dann, sehe mich im Spiegel und hasse mich.
Und sofort fällt auch die Maske der wachen Teilnahme aus meinem Gesicht.
Der Flur ist mit unsichtbaren Scherben übersät.

Meine Arglosigkeit gegenüber den Menschen schwindet, weil ich ihrer meist echten Arglosigkeit ein heimliches Mißtrauen unterstelle. „Schmarotzer", „Faulenzer" – böse oder leichtfertige Stammtisch- und Politikerworte mit Widerhaken, die irgendwann im Kopf hängenblieben und vielleicht, vielleicht nicht – aktiv sind. Sie vergiften – vielleicht nur mir – die Unbefangenheit. Die vorher normale Haltung zu Innen- und Außenwelt wird immer befangener und bedrückter.
Spontan reden und lachen können, das ist lange her.
Immer dieses schlechte Gewissen, diese nervöse Anspannung, diese Ungeduld.
Und immer diese Unfreundlichkeit zu mir selbst.
Sogar Mißtrauen mir selbst gegenüber.

Den Festländern im Haus habe ich, als ich mich noch für ausreichend wichtig hielt, einige Sätze über mich sagen zu dürfen, beiläufig, gezielt beiläufig, meine Schuldlosigkeit dargelegt: Daß ich in der Stadt der Beste meines Fachs bin, gewe-

sen bin, gewesen war, und daß die Firma einem Betrüger in die Hände fiel und unterging. Und daß ich jetzt auf eine neue Stelle hoffe, ein Teil meiner Bewerbungen sei noch unterwegs.
Diese wahre Darstellung flocht ich abends im Treppenhaus wie ein Fallbeispiel in eine Politikerschelte, deren Entstehung ich zuvor mit zustimmender Mimik gefördert hatte.
Fünf Nachbarn blieben, Müll raustragend, heimkehrend, im Gespräch hängen, darunter zwei eifrige Vervielfältiger, so daß nachteilige Spekulationen über mich nicht mehr entstehen dürften. Dieses geglückte Verteilen von Informationen erleichterte mein Herz.
Und mit leichterem Gang kann ich seitdem meine Wohnung verlassen.

Um so mehr, wenn ich mir obendrein vorstelle, ich sei ein ganz anderer Mensch: Nämlich sehr gut aussehend – so meine Rolle, in die ich manchmal schlüpfe – also ein schöner Mann, Selbstbewußtsein ausstrahlend, zielsicher, unnahbar, smart, ein Mensch ohne Fragen, aber mit allen Antworten, frei von Zweifeln, doch – auch das ist wichtig – ohne den typisch dummen Nacken solcher Menschen. Denn ein Kopf verrät oft mehr von hinten als von vorn über seinen Eigentümer. Ich nehme deshalb meinen Originalnacken mit in meine Schauspielrolle.
So schreite ich in meinem alter Ego auf die Straße, ganz klar wichtigen Geschäften nachgehend. Drei, vier Minuten halte ich das durch. Dann verschwimmt das Bild, und nur ich bin es wieder: Kläglich, aber dann wieder gerne kläglich.
In den Fußgängerzonen funktioniert das Spiel auch: Meinem entschlossenen Weg-da-Gesicht weichen entgegenkommende Passanten sofort aus, während die bedrückte Ehrlichkeit Slalom laufen muß, um nicht angerempelt zu werden.
Dort zerfällt der Popanz allerdings sehr schnell: Der ruhige Blick eines Kindes oder die kummervolle Ehrlichkeit im zehnten oder zwanzigsten Gesicht beschämen mich: Was soll das, Freund?

Wenn ich einkaufen muß, bewege ich mich fast nur noch in fremden Städten, kaum noch in der eigenen. Denn hier kann es geschehen, daß man trotz geduckter Eile gestellt wird: „Hallo, wie geht es uns? Was machst du so?"
Schnell formieren sich die Teile meines Gesichts zum Ausdruck „Freudige Überraschung". Die rechte Hand fliegt hoch wie zum Gruß an Menschenmassen, und die Füße entfernen mich ohne Aufenthalt, während ich Kurzinfos wie „Keine Zeit! Termin! Wir telefonieren!" über die Schulter zurückschleudere.
Wie ein Schuldiger, der vor seinem Gläubiger flieht.
Wie ein schuldig Gewordener, der gestehen soll.

Aber ich besitze nicht die herzwarme Zutraulichkeit, einem oberflächlichen, oberflächlich bekannten Menschen meine Situation – und meine Schuldlosigkeit daran – darzulegen, weil ich weiß, wie die meisten Menschen in diesen Zeiten aufeinander reagieren.
Sein inneres Echo auf meinen Appell nach Mitgefühl wäre auf seiner seelischen Skala zunächst beim Teilstrich Unterdrückte Langeweile plaziert, was noch zu ertragen wäre.
Dann aber sinkt seine Reaktion ab zum Bereich Solidarität Heucheln (durch nach- und vorauseilende Zustimmung und durch Steigerung meiner Komparative in Superlative), ähnlich meinem Notwehr-Programm im Treppenhaus.
Den seelischen Nullpunkt erreicht er dann bei schulterklopfendem Trost mit der eindringlichen Zusicherung, das werde schon werden, ich müsse ihm nur glauben.
„Laß die Ohren nicht hängen", rief mir neulich so einer hinterher.
Ich hätte ihn erschlagen sollen, aber er war schon zu weit weg.
Ich tröstete mich mit der Feststellung, daß er ein dummer Menschund obendrein ein schlechter Beobachter ist: Wir Arbeitslose lassen nicht die Ohren, sondern die Augen, den Blick hängen.

Biologisches Design

Von Werner Nachtigall

Einführendes

Liegen Biologie und Technik wirklich so weit auseinander, wie man immer hört? Ich glaube nicht. Der Begriff „Design" zum Beispiel kann eine Klammer bilden.

Es gibt mehrere solcher Klammern, die Fachgrenzen fließend machen und eine Integration der Sichtweisen ermöglichen - heute wichtiger denn je.

Aber bleiben wir, pars pro toto, beim Designbegriff. Ich formuliere 10 Thesen und belege sie durch je 1 illustriertes Beispiel.

1 Der Designbegriff kann in der Biologie dem technischen Designbegriff analog gesetzt werden

Design befaßt sich mit Planungsentwurf und Gestaltung eines Produkts, bei dem sowohl praktische und ästhetische Aspekte eine Rolle spielen.

Für Produkte der Biologie ist zwar kein Formgestalter erkennbar; dennoch entspricht die durch Evolution (Stammesentwicklung) und Ontogenese (Individualentwicklung) geprägte Form von Tieren und Pflanzen durchaus dem zitierten Designbegriff. Man kann deshalb auch von biologischem Design sprechen und diesen Begriff dem technischen Desigbegriff analog setzen. Eine Ausnahme stellt der ästhetische Aspekt dar. Die Biologie kann Aussagen treffen über naturwissenschaftliche Begriffe wie Form und Funktion, nicht aber über nicht-naturwissenschaftliche wie Ästhetik.

Somit läßt sich für die Biologie vielleicht die folgende Definition geben: Biologisches Design bedeutet organismische Formgestaltung im Kräftefeld unterschiedlicher funktioneller Anforderungen in Phylo- und Ontogenese.

Wichtig ist, daß alle Bildungsprozesse, die organismische Formen prägen, von funktionellen Anforderungen mitbeeinflußt werden und daß diese Anforderungen sehr unterschiedlich und oft entgegengesetzt und widersprüchlich sind. Deshalb wird eine biologische Form stets ein „Kompromißdesign" darstellen, das sich luxurierenden Selbstzweck („Selbstdarstellung") nicht leisten kann. Freilich empfindet der Mensch biologisches Design häufig als „schön". Diese ästhetischen Qualität entsteht aber im Betrachter als Sekundärfolge des Erkenntniprozesses. Sie kann nicht der betreffenden Form als Erklärungsparameter übergestülpt werden. Den Versuch einer Formdeutung („Erklärung") durch Zuordnung zu erkennbaren funktionellen Anforderungen kann die Naturwissenschaft jedoch machen. Daraus lassen sich dann auch Querbeziehungen zwischen der Welt der Technik und der Welt der belebten Formen herstellen. Welcher Art sind diese?

2 Technische Biologie und Bionik ergänzen sich wie Bild und Spiegelbild

„Technische Biologie" versucht, Konstruktionen und Verfahrensweisen der belebten Welt durch Einbringen physikalisch-technischen Wissens besser zu verstehen und zu beschreiben. „Bionik" basiert auf den Erkenntnissen der Technischen Biologie. Sie versucht, diese als Anregung zu nehmen für eigenständig-technisches Weitergestalten (Nachtigall 1990). Dies muß stets lege artis geschehen, nach den anerkannten Verfahrensweisen der Ingenieurwissenschaften. Reine Naturkopie wäre unwissenschaftliche Scharlatanerie.

Fallbeispiel: Schlangenhaut und Langlaufski-Belag

Die Bauchschuppen der südamerikanischen Schlangengattung *Leimadorphys* (deren Vertreter auf sehr lockerem Regenwaldboden durch peristaltisches Vor- und Zurückziehen ihrer schuppenbesetzten Haut kriechen) tragen eine eigentümlich parabolische, einseitig gerichtete Schuppenstruktur. Durch Anwendung technisch-physikalischen Basiswissens (-> „Technische Biologie") über Reibungseffekte kann man der Morphologie dieser Schuppen eine Funktion zuordnen und die Schuppenstruktur damit „erklären": Die Schuppen sind „richtungsabhängige Reibungsgeneratoren". Die Schlange gleitet mit diesen Schuppen gut vorwärts, rutscht aber nicht zurück. Die Umsetzung dieses Prinzips in die Technik (-> „Bionik") hat

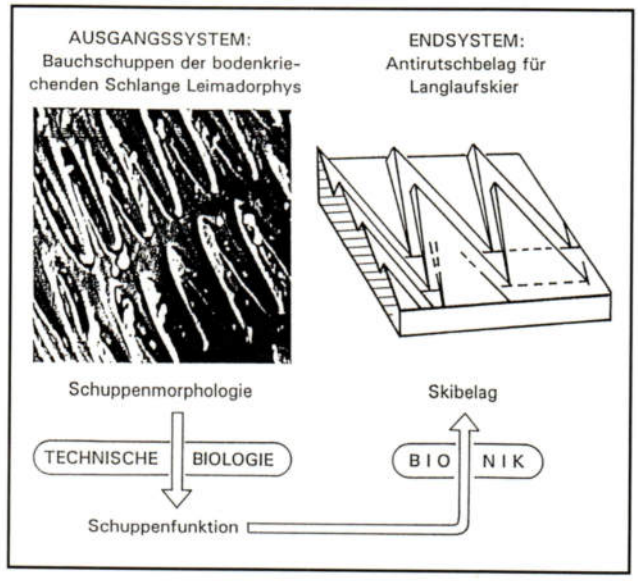


Abb. 1 Beispiel für die Arbeitsverfahren der „Technischen Biologie" und der „Bionik". (Nach Castanet, Gasc und Renous 1983)

zu einem analog strukturierten, technisch jedoch leicht fertigbaren Langlaufski-Belag geführt. Dieser beeinträchtigt zwar nicht das Vorwärtsgleiten, erspart aber dem geplagten Skilangläufer das lästige Zurückrutschen am ansteigenden Hang (Abb. 1).

3 Der Organismus bildet ein funktionelles Ganzes

Form und Funktion sind in einem Organismus stets untrennbar verkoppelt. Das eine bedingt das andere. Man kann oft nicht sagen, was bei der Formgebung die treibende Kraft war, ob sich die Form also als Antwort auf funktionelle Anforderungen ausgebildet hat oder ob der Organismus damit begonnen hat, eine in Ansätzen vorgegebene Form im Hinblick auf eine passende Funktion zu nutzen.

Fallbeispiel: Kugelassel

Die Kugelassel *Armadillidium vulgare* sieht aus wie eine ganz normale Kellerassel, wenn sie kriecht. Bei Gefahr kann sie sich jedoch zu einem unangreifbaren erbsengroßen Kügelchen zusammenrollen. Die Passung ist dabei so detailliert und fein, daß selbst Fortsätze des Hinterleibs und Fühler ihren vorgesehenen Platz finden. Auf diese Weise wird das Tierchen völlig unangreifbar; einem zupackenden Freßfeind entrollt es immer wieder. Beim normalen Laufen dagegen haben die Einzelteile, die sich beim Abrollen zur Panzerkügelchen-Form zusammenfinden, ganz unterschiedliche, „normale" Aufgaben (Abb. 2). Ähnlich auf eine Funktion eingestellt ist die Kopfregion der Termite *Paracryptocercus*. Die „Soldaten" dieser Art verschließen damit von innen den Baueingang.

4 Biologische Konstruktionen folgen dem Prinzip der höchstintegrativen Bauweise

Im Gegensatz zur Technik konstruiert die Biologie kaum mit Einzelteilen, die getrennt gefertigt und dann sekundär verbunden werden. Sehr häufig, ja fast regelmäßig, bilden sich die Formbestandteile schon in gegenseitiger An- und Einpassung aus und verschmelzen schließlich zu einem integrativen Ganzen. Ungemein interessante Beispiele finden sich in der Insektenwelt, und da wieder ganz besondern bei der Ordnung der Wanzen (Kallenborn, Wisser, Nachtigall, 1990).

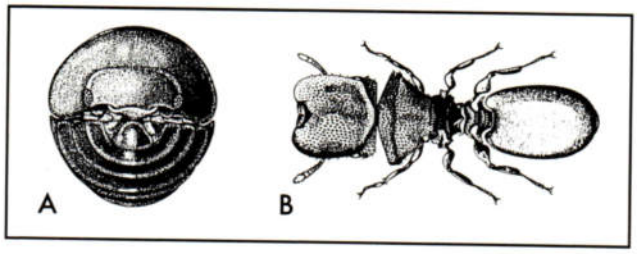


Abb. 2 A Abgekugelte Rollassel, Armadillidium spec, von vorne gesehen. B Soldat der Termite Paracryptocercus .(Nach Kaestner 1959).

Fallbeispiel: Speichelpumpe von Dolycoris

Wanzen stechen Beutetiere an und spritzen ein Sekret in die Wunde, daß ein Koagulieren der aufgesogenen Beuteflüssigkeit und damit ein Verstopfen des engen Saugkanals verhindert. Dafür benutzen sie eine winzige (2/10 mm!), aber hoch effiziente Speichelpumpe. Hierfür sind alle „technisch nötigen" funktionellen Elemente wie Kolben, Zylinder, Ventile (Abb. 3) vorhanden (Popham 1962). Sie sind aber nicht genau gegeneinander abgrenzbar. Die Pumpe bildet in höchstintegrativer Bauweise ein funktionelles Ganzes.

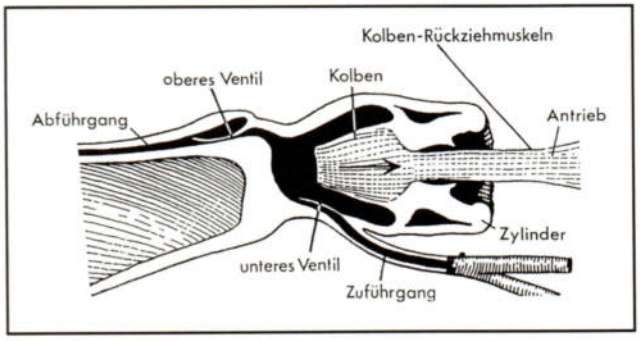


Abb. 3 Speichelpumpe bei der Wanze Dolycoris baccarum. (Nach Weber 1930)

5 Der Organismus kompensiert schädliche Lastfälle

Innere und äußere Kräfte wirken auf jeden Organismus. Manche Kräfte sind „erwünscht" und werden dementsprechend benutzt. Am Beispiel der unterschiedlich großen Reibungskräfte beim Kriechen der Schlange *Leimadorphys* wurde dieser Gesichtspunkt oben schon diskutiert. Andere Kräfte sind „unerwünscht". Sie können beispielsweise die Trageeigenschaften des Organismus überbeanspruchen. Wenn der Organismus die Kräfte schon nicht los wird, so versucht er zumindest doch ihre negativen Auswirkungen zu kompensieren.

Fallbeispiel: Spannungsreduktion im Stamm eines Baums durch kompensatorisches Wachstum nach Wipfelbruch

Angenommen, ein Baum verliert durch Blitzschlag die gesamte Krone, und nur ein unterer, massiver Seitenast bleibt übrig. Dessen Eigengewicht G induziert nun über seinen Schwerpunktsabstand l ein hohes Biegemoment $B = M * l$ im Stamm. Dieses kann nicht durch Gegenmomente kompensiert werden (so wie das vor dem Blitzschlag der Fall war), sondern beansprucht den Stamm nun beachtlich. Der Baum reguliert durch Anlagerung von Zugholz (Nadelbaum) oder Druckholz (Laubbaum) und läßt den Ast im Laufe der Jahre bogig über den Reststamm wachsen. Wenn sein Schwerpunkt genau über dem Stamm liegt, ist der Abstand l und damit das Biegemoment B gleich Null geworden (Abb. 4); die gefährliche exzentrische Beanspruchung ist damit vollständig ausgeregelt.

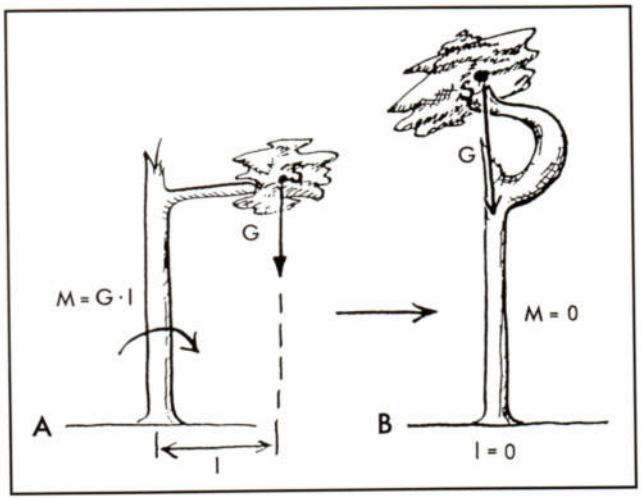


Abb. 4 Eine exzentrische Belastung nach einem „Baumunfall" wird vollständig ausgeregelt. (Nach Mattheck 1992)

6 Die Absolutgröße eines Organismus bestimmt dessen statisches Design

Es ist für die äußere Formgebung eines Organismus und - noch viel bedeutsamer - für seine innere Ausformung (etwa des tragenden Skeletts) keineswegs gleichgültig, wie groß er ist. Große Tiere haben es, statisch betrachtet, schwerer als kleine. Ihr Tragegerüst muß massenmäßig ungleich stärker zunehmen als ihre Länge. Damit verplumpt das Skelett, und bei ganz besonders großen Tieren beeinflußt das in auffallender Weise bereits die äußere Form und damit auch den Gestalteindruck, den der betrachtende Mensch hat. Tiere, die deutlich größer sind als die größten bekannten Dinosaurier, könnten unter den Schwerkraftbedingungen dieser Erde nicht existieren. Trotz eines riesenhaft-plumpen Skeletts würden sie bereits unter dem Eigengewicht des Gesamtsystems zusammenbrechen.

Fallbeispiel: Skelettproportionen

In einem bekannten Klassiker der biologischen Literatur von Hesse und Doflein, erstmals publiziert im Jahre 1919, findet sich die Zeichnung eines Nilpferds und eines Lemmings in gleicher Größe (Abb. 5). Man erkennt auf den ersten Blick, daß das Nilpferdskelett viel plumper gebaut ist als das Lemmingskelett. Das kommt daher, daß der Durchmesser D eines Knochenelements nicht mit der Körperlänge L (oder der Knochenlänge selber) zunimmt ($D \sim L$), sondern nach der Beziehung $D \sim L^{1.50}$. Mit zahlreichen Messungen hat man diese Gesetzmäßigkeit bestätigt. Innerhalb der Antilopenfamilie beträgt der experimentell bestimme Exponent für den Oberarmknochen 1,52 (Mac Mahon 1975).

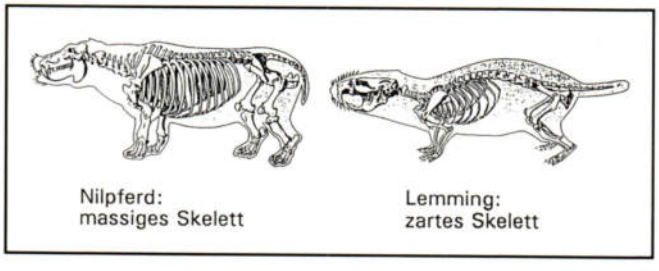


Abb. 5 Unterschiedlicher Massigkeitsgrad des Skeletts bei kleinen und großen Tieren, die zeichnerisch auf gleiche Größe gebracht worden sind. (Nach Hesse, Doflein 1919)

7 Der Organismus tritt mit der unbelebten Umwelt in Kontakt

Die Umwelt prägt das organismische Design auf das Entscheidentste. Dies geschieht bekanntlich nicht auf direkte Weise. Es ist nicht so, daß umweltbedingt erworbene Eigenschaften eines Organismus vererbt werden („Lamarkismus"). Die Evolution spielt vielmehr mit breiten Paletten kleiner, ungezielter Änderungen (Mutationen), so daß bei Änderungen der Umwelteigenschaften in einer Population stets Individuen vorhanden sind, die, vorab schon, auf die betreffende Änderung besonders gut eingestellt erscheinen. Diese haben dann größere Überlebens- und Fortpflanzungschancen (Selektion). Auf diese Weise füllen sich „ökologische Nischen".

Ökologische Nischen sind stets auch physikalische. Auch die Lebensbedingungen sind von physikalischen Gesetzen bestimmt. Man hat dann den Eindruck, als ob die biologische Formgebung „physikalische Nischen" nutzt: die jeweils physikalisch günstigste Form setzt sich durch.

Fallbeispiel: Flügelformen bei Insekten

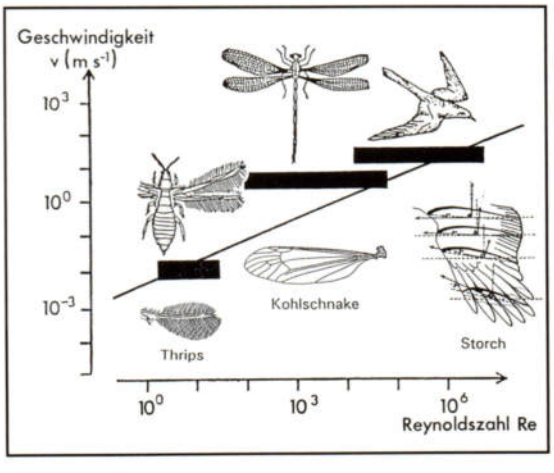
Es wurde oben angeführt, daß kleinere Tiere ganz anderen statischen Bedingungen unterworfen sind als große. In gleicher Weise kann man sagen, daß die Luft kleinen, langsamer bewegten Flugtieren ganz andere Zähigkeitsbedingungen bietet als großen. Je kleiner ein Flugtier ist und je langsamer es fliegt, desto zäher erscheint ihm die Luft. Die kleinsten Insekten schließlich rudern in der Luft herum wie Wasserflöhe im (vielfach zäheren) Wasser.

Auf die Umwelteigenschaften der Luft stellt sich die Flügelform ein. Man spricht von einer Reynoldszahl-Abhängigkeit der biologischen Form. In die Reynoldszahl *Re* gehen Körperlänge *l* und Fluggeschwindigkeit *v* des betrachteten Tieres ein, sowie eine Kenngröße der Luft, ihre kinematische Zähigkeit *v*. Die Beziehung lautet: $Re = vl/v$. Kleinere Reynoldszahlen kennzeichnen im vorliegenden Fall also kleinere, langsamer fliegende Tiere (Nachtigall 1977).

Bei großen *Re*-Zahlen sind profilierte und gewölbte Flügel physikalisch günstiger (Vogelflügel). Bei mittleren *Re*-Zahlen sind nur leicht gewölbte oder flache, dünne Platten vorteilhafter: Libellen- und Fliegenflügel. Bei den allerkleinsten Insekten, nur millimeterlangen Hautflüglern, Käfern und Thripsen mit Flügellängen, die lediglich nach Zehntelmillimetern zählen, nutzen beide Flügeltypen nichts mehr. Hier sind Borstenflügel das Mittel der Wahl.

Auf die Randbedingungen, die eine „physikalische Nische" (im vorliegenden Fall ein bestimmter Renoldszahlbereich) für das Flügeldesign setzt, stellt sich die Natur tatsächlich präzise ein (Abb. 6).

Abb. 6
In Richtung geringerer Reynoldszahlen findet man bei Fluginsekten Übergänge von profilierten und gewölbten Flügeln (Vögel) bis hin zu Borstenflügeln (Thripse und andere Kleinstinsekten). Jedes Flügeldesign arbeitet in „seinem" Reynoldszahlbereich (schwarze Balken) am günstigsten. (Nach Nachtigall 1977)



8 Eine Form muß stets Mehrfachansprüche abdecken

Oben wurde Biologisches Design als organismische Formgestaltung definiert, die sich im Kräftefeld unterschiedlicher funktioneller Anforderungen einstellt. Es gibt stets viele Anforderungen, die unterschiedlicher Art sind und die auf positive wie negative Weise zusammenspielen können. Oft sind sie tatsächlich entgegengesetzt gerichtet. So sollte ein Stachelschwein-Stachel als Wehrapparat lang sein und zugleich knickfest. Wehrhafter ist ein langer Stachel, knickfester dagegen ein kurzer. Irgendwo wird sich ein Kompromiß einstellen, der sich in der endgültigen Ausformung des Gebildes niederschlägt. Jedes biologische Design ist letztlich eine Kompromißform im Kräftefeld dutzender solcher Randbedingungen.

Fallbeispiel: Eischale der Schmeißfliege
Die Eischalen von Fliegeneiern müssen leicht sein, damit mit einem gegebenen Materialaufwand möglichst viele Eier produziert werden können. Sie sollen zudem elastisch sein und damit leichte Verformungen ertragen. Weiter müssen sie, wie jedes lebende Gewebe, Gasaustausch ermöglichen, nämlich den Sauerstoff der Außenluft und das im Inneren produzierte Kohlendioxid durchgehen lassen. Und schließlich müssen sie unbedingt undurchlässig sein gegen tropfendes Wasser; einen Wasserdampfaustausch dagegen müssen sie ermöglichen. Man kann zahlreiche weitere Anforderungen an die Eischale einer Fliege formulieren.

Im Kräftefeld dieser unterschiedlichen und teils gegenläufigen Anforderungen (Leichtbau - Stabilität; Gasdurchtritt - Wasserdichtigkeit etc.) hat die Evolution die Eischale als filigranes Ständerwerk aus Chitinsubstanz geformt mit basalen Vielfachpfeilern und einem äußeren Gitterwerk, das durch Randwinkeleffekte Wassertröpfchen abhält (Abb. 7A). Ähnlich komplex verbindet der Stachel des Stachelschweins Leichtigkeit und Stabilität (Abb. 7B).

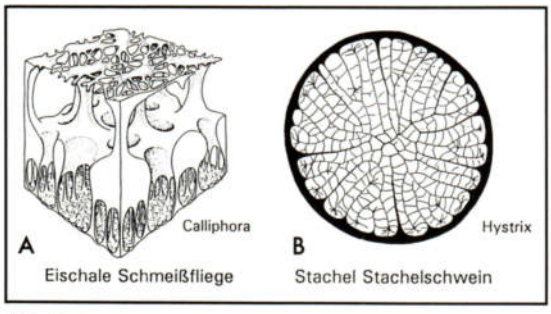


Abb. 7 A
Die Eischale der Schweißfliege, Calliphora spec., stellt mit ihren filigranartigen Chitinstrukturen ein Kompromißdesign dar, das viele, teils gegenläufige, Anforderungen unter einen Hut bringt. B Der Stachel des Stachelschweins ist ein schaumgefülltes Mehrkomponentensystem. (Nach Pflugfelder aus Nachtigall 1974a)

9 Der Organismus tritt mit anderen Organismen in Kontakt

Hier trifft nun Design auf Design, und es kommt darauf an, daß die konstruktiven Ausgestaltungen funktionell perfekt zuammenspielen, auch wenn der Kontakt nur selten, manchmal gar nur einmal im Leben zweier Organismen zustandekommt. Paradebeispiele finden sich im Bereich der Kopulationsorgane oder solcher Organe, die im weiteren Bereich des Kopulationsverhaltens eine Rolle spielen. Dem letzteren Bereich ist das Fallbeispiel entnommen.

Fallbeispiel: Unterbindung der Beißklauen-Bewegung bei der Kopulation von Spinnen

Spinnenmännchen sind bei der Kopulation sehr gefährdet. Sie werden von den - meist deutlich größeren - Weibchen häufig zunächst einmal als Beuteobjekte betrachtet und mit den massigen Beißklauen (Cheliceren) angegriffen. In solchen Fällen müssen die Männchen den gefährlichen Beißwerkzeuge der Weibchen solange entgehen, bis sie die Kopulationspartnerin durch spezielle Verhaltensformen gefügig gemacht haben. Eine besonders gute Schutzmöglichkeit liegt in der Immobilisierung der Beißklauen des Weibchens.
Die Männchen der Art *Pachygnatha cleckii* verfügen über ein hochspezielles Design ihrer eigenen Beißklauen, die auf diejenigen des Weibchens in geometrisch feinster Formgestaltung abgestimmt sind. Sie tragen feine Zapfen an den Basisgliedern und stark verlängerte, klappbare Endglieder. Bei der Annäherung ergreift das Männchen „beherzt" die Weibchenklauen, läßt sie zwischen den Zapfen der eigenen Cheliceren einrasten und immobilisiert das gefährliche Endglied, indem es das Endglied der eigenen Klauen taschenmesserartig darüberschnappen läßt (Abb.8).

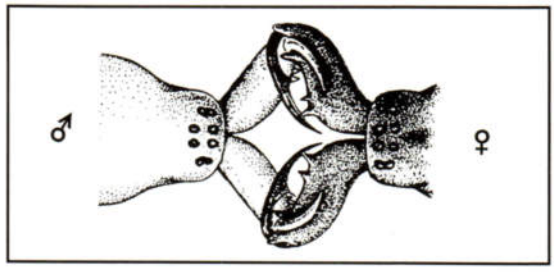


Abb. 8 Das Männchen der Spinne Pachygnatha clerckii immobilisiert vor der Begattung die gefährlichen Beißklauen des Weibchens mit den eigenen Beißklauen. Die Designs der beiden Klauen sind aufs feinste aufeinander abgestimmt. (Nach Grassé 1949)

Es gibt eine ungeheuere Vielzahl aufs feinste abgestimmter Kupplungsmechanismen im Tierreich (Nachtigall 1974 b).

10 Der Organismus lebt in einem Energiedilemma. Er muß überall Energie sparen

Man kann sagen: Wenn ein Organismus nicht peinlich sorgfältig mit seiner verfügbaren Energie umgeht, ist er nicht lebens- und überlebensfähig. Die zur Verfügung stehende Energie ist begrenzt. Man kann auch sagen: Die aufbringbare Leistung (Energie pro Zeiteinheit, gemessen in Joule pro Sekunde = Watt) ist begrenzt. Muß ein Vogelweibchen an einem Frühlingstag eine große Leistung für die zur Nahrungsgewinnung nötigen Flugvorgänge aufwenden (vielleicht deshalb, weil die Flügel nicht strömungsoptimal gestaltet sind), so steht ihm in dieser Zeit weniger Energie zur Synthese seiner Eier zur Verfügung, und das muß fortpflanzungsbiologisch negativ zu Buche schlagen.

Alle Lebensvorgänge sind energetisch bis aufs äußerste optimiert. (Von der Naturstrategie, bei jedem Lebensvorgang soviel Energie zu sparen wie irgend möglich, könnten sich die Zivilisationen des Menschen eine Scheibe abschneiden.) Und damit laufen letztendlich auch all die bisher diskutierten formgestaltenden Anpassungen in der Summe auf eine gute Energiebilanz hinaus. Auch und gerade „Biologisches Design" ist somit dem Naturprinzip eines „haushälterischen Umgangs mit der Energie" untergeordnet.

Fallbeispiel: Ideale Formgebung spart Bewegungsenergie

Warum sind eigentlich Pferde und andere rasch laufende Säuger wie etwa Gazellen in der Hüftregion so massig, in der Gestaltung der Beine dagegen so ungemein zart, daß man manchmal den Eindruck hat, das Bein bestünde nur aus „Haut und Knochen"?

Die allermeisten Bewegungsmuskeln sitzen weit oben, nahe dem Drehpunkt, und verlagern die nötigen Angriffspunkte für ihre Zugkräfte über ungemein lange Sehnen nach unten (Abb. 9).

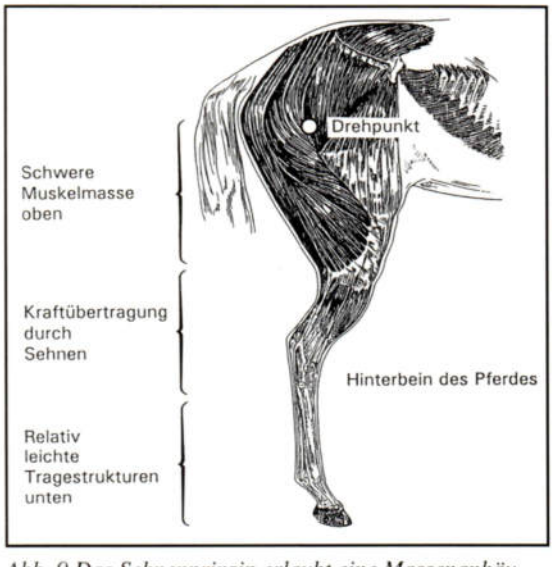


Abb. 9 Das Sehnenprinzip erlaubt eine Massenanhäufung der Antriebsmuskeln in der Nähe der Drehachse. Durch das somit verringerte Massenträgheitsmoment wird Antriebsenergie eingespart. (Beinzeichnung nach Dobberstein, Hoffmann 1961)

Je massiger ein Bein ist, desto mehr Energie muß bei jedem Schritt aufgewendet werden, wenn es aus der jeweiligen Ruhelage neu beschleunigt wird. Ein Korrelat zu dieser Energieausgabe ist das Massenträgheitsmoment des Beins. (Man berechnet es als Summe aller Produkte aus Masseneinheiten M_i und den Quadraten ihrer Drehabstände r_i^2, bezogen auf die Drehachse.) Wären die Muskeln über das ganze Bein verteilt, so wäre auch das Massenträgheitsmoment groß, weil die Werte für r_i^2 sehr groß sind. So aber ist das Trägheitsmoment klein, weil die Muskelanordnung nahe der Drehachse die Werte für r_i^2 gering hält. Entsprechend sinkt die Beschleunigungsleistung und damit die für Ortsbewegung nötige Leistung. Somit steht in der Zeiteinheit mehr Energie für andere Lebensprozesse zur Verfügung.

Das für diese Taktik unabdingbar nötige Konstruktionselement, die langgezogene und zugleich leichte und reißfeste Sehne nämlich, hat die Natur vorzüglich entwickelt. Bei der Ausgestaltung des Laufbeins wird das Sehnenprinzip denn auch weidlich eingesetzt.

Damit ergibt sich ein weiterer Vorteil: Man kann in gedehnten Sehnen viel Energie speichern. So wird ein Gutteil der zum Verzögern eines schwingenden Beins eingesetzten Energie in Sehnen gespeichert und steht somit für die unmittelbar darauffolgende Beschleunigungsphase wieder zur Verfügung. Auch dieser Trick spart Antriebsleistung.

Abschließendes

Es wurde versucht, durch die Formulierung von zehn Thesen und ihre Belegung mit Fallbeispielen die Bedeutung und die Aussagegrenzen in der Anwendung des Designbegriffs auf biologische Formen herauszuarbeiten.

Der Designbegriff kann auf Analogien zur technischen Welt hinweisen. Er mag die technischen, künstlerischen und kunsthandwerklichen Disziplinen (die mit diesem Begriff gut umgehen können) dazu verführen, über den Zaun des eigenen Sachgebiets zu blicken.

So lassen sich Gemeinsamkeiten entdecken. Schließlich kann man aus dem Formenkanon der Natur noch ungemein viel lernen – auch und gerade für die Praxis der Formgestaltung.

Niemand wird dabei die Natur sklavisch kopieren wollen. Anregungen, die im recht verstandenen Sinn der Bionik in die Technik des Menschen hineinwirken können, hält die Natur allerdings myriadenfach bereit. Sie könnten mit dazu beitragen, daß sich die Technik des Menschen letztlich in eine Technik für den Menschen wandelt.

Die Beschäftigung mit den „Konstruktionen des Lebens" und mit der „Phantasie der Schöpfung" kann aber auch ganz allgemein bedeutsam sein im Sinne eines bionischen Kreativitätstrainings. Und sie kann schließlich hineinmünden in eine Geisteshaltung, die das Leben stets mitbetrachtet und die die innere Einstellung des gestaltenden Menschen zu allen Umweltdingen, lebenden oder nicht belebten, entscheidend zu prägen vermag.

Technische Biologie und Bionik

Technische Biologie betreiben bedeutet, die Natur durchforsten aus dem Blickwikel des Ingenieurs und Technikers. Konstruktionen, Strukturen und Verfahrensweisen werden so aufgedeckt, so weit sie physikalisch beschreibbar sind. Bionik betreiben bedeutet, die so gewonnenen Erkenntnisse aufzubereiten und einer technischen Anwendung zugänglich zu machen. Technische Biologie und Bionik gehören also zusammen wie Bild und Spiegelbild oder wie Kopf und Zahl einer Münze: zuerst muß man erforschen was es gibt (Grundlagenforschung), dann kann man das Entdeckte unter Umständen technisch nutzen. Die Bionik kann dabei nur aufbereiten und anbieten. Die technische Umsetzung muß lege artis der Ingenieurwissenschaften geschehen. Bionik führt aber in der Regel zu unkonventionellen und weiterführenden Sichtweisen, auf die der Konstrukteur sonst nicht so leicht kommt. Da natürliche Konstruktionen stets in das Gesamtsystem eingebettet sind, führt Bionik zu "sanften Technologien", die dem Menschen und der Umwelt nützen. Bionik ist kein Allheilmittel, sie birgt aber ein beträchtliches Potential für zukünftige Technologien.

Literatur

Castanet, J., Gasc, J.-P., Renous, S. (1983): Surface à coefficient de frottement directionel. Brevet francois Nr. 8 301 243, INPI, Paris

Dobberstein, J., Hoffmann, G. (1961): Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der Hautiere. Band I., Hirzel, Leipzig

Grassé, P.P. (1949): Traité de Zoologie. Vol VI, Paris

Herder, der Neue (1972): Wissen im Überblick. Die Kunst. Band 14. 2. Aufl., Freiburg

Hesse, R., Doflein, F. (1919): Tierbau und Tierleben. Band I., Teubner, Leipzig und Berlin

Kaestner, A. (1959): Lehrbuch der Speziellen Zoologie. Teil I: Wirbellose, 4. Lieferung. Fischer, Stuttgart

Kallenborn, H.G., Wisser, A., Nachtigall, W. (1990): 3-D SEM-Atlas of insect morphology. Vol 1, Heteroptera. Publ. Akad.Wiss.Lit. Mainz; Fischer, Stuttgart

Mac Mahon T.A. 1975): Allometry and Biomechanics: Limb Bones in Adult Ungulates. The American Naturalist 109, No. 969, 547-563

Mattheck, C. (1992): Design in der Natur. Der Baum als Lehrmeister, Rombach, Freiburg

Nachtigall, W. (1974a): Phantasie der Schöpfung. Faszinierende Entdeckungen der Biologie und der Biotechnik. Hoffmann & Campe, Hamburg

Nachtigall, W. (1974b): Biological mechanisms of attachment. Springer, Berlin etc.

Nachtigall, W. (1977): Zur Bedeutung der Reynoldszahl und der damit zusammenhängenden strömungsmechanischen Phänomene in der Schwimmphysiologie und Flugbiophysik. In: Nachtigall, W. (ed): Physiology of movement-Biomechanics. Bewegungsphysiologie-Biomechanik. Fortschr. Zool. 24 (H.2/3), 13-56

Nachtigall, W. (1990): Technische Biologie und Bionik - Bild und Spiegelbild einer fachübergreifenden Sichtweise. Rundschreiben der Gesellschaft für Technische Biologie und Bionik Nr. 1 (Juni 1990) p.2; Zoologisches Institut, Universität, 66 Saarbrücken, Tel.: 0681/302 2411

Popham, E.J. (1962): On the salivary pump of Dysdercus intermedius Dist. (Hemiptera, Heteroptera) and other bugs. Proc.Zool.Soc. London 139, 489-493

Weber, H. (1930): Biologie der Hemipteren. Eine Naturgeschichte der Schnabelkerfe. Springer, Berlin

Universitätsstrukturreform - Stand der Debatte

Reinhard Wilhelm

Allerorten wird reflektiert, wie die Universität des Saarlandes (UdS) mit der vom Wissenschaftsminister verordneten Sparlast fertig werden soll. Es wurde schon mehrfach gekreist, aber bisher wurden nur Mäuslein geboren. Im letzten Saarbrücker Heft haben Stefan Hüfner[0] und Herbert Wender[1] hinlänglich bekannte Positionen eingenommen.Ein interfakultativer Arbeitskreis zur Universitätsentwicklung[2] produzierte ein Papier, welches voll von weithin akzeptierbaren Vorschlägen, dabei aber hinreichend abstrakt und widersprüchlich ist, um niemandem wirklich weh zu tun. Helmut Schmidt, Geschäftsführer des Instituts für Neue Materialien, skizziert ein Department of Material Science[3], dessen Konzeption offensichtlich im Ministerium als Modell für die Reorganisation der Technischen und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultäten großen Gefallen findet. Universitätspräsident Hönn stellte seinen deatillierten Strukturplan den Dekanen vor, erntete heftigen Widerspruch, packte seinen Plan darob wieder ein und stellte erst zwei Wochen später einen Grobstrukturplan[4] einer begrenzten Öffentlichkeit vor (siehe Zusammenfassung im Kasten).

Zwei prinzipielle Haltungen

Angesichts der Spardrohung hat sich die Unibevölkerung in zwei Gruppen aufgespalten, nennen wir sie die *Verweigerer* und die *Konstruktivisten*. Die Verweigerer nehmen die Haltung ein, die wir von dem Kind kennen, welches ohne Handschuhe in der Kälte steht und auf die Eltern schimpft: "Die werden schon sehen, was passiert, wenn sie mir keine Handschuhe anziehen!" Herbert Wender fordert kühn und wohlfeil, aber reichlich realitätsfremd „Mehr Geld für die Universität!" Er begründet es mit den *unterdurchschnittlichen* Prokopfausgaben für Wissenschaft im Saarland. Nun ist der Auslöser der Misere nun mal die *überdurchschnittliche* Schuldenlast des Saarlandes, die für eine rationale Diskussion durchaus ihre Bedeutung hat. Ich habe von einem verehrten Kollegen auch das Argument gehört, daß bei weniger Zuwanderung durchaus genug Geld für die Hochschulen vorhanden wäre. Generell sehen die Verweigerer offensichtlich die Hochschulautonomie als eine Schönwetterveranstaltung an. Wenn es ernst wird, schiebt man lieber den Schwarzen Peter zu den Politikern.

Die Konstruktivisten versuchen gestalterisch einzugreifen, mobilisierbare Reste von Phantasie zu sammeln und den notwendigen Dialog zwischen Universität und Politik mit Vorschlägen zu beschicken. Der interfakultative Arbeitskreis meint dazu: „Auf keinen Fall sollte die Universität in passiver Haltung abwarten, daß Strukturent-

Grobplanung des Universitätspräsidenten zur Strukturentwicklung der UdS (Zusammenfassung)

1. Schrittweise von 5,1 Millionen bis auf 9,1 Millionen gesteigerte Sparlast.
2. Aber Streckung der Einsparungen um 4 Jahre, d.h. bis zum Jahr 2005.
3. Keine Vorschläge für die Streichung von Fächern.
4. Schonung der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen und der Medizinischen Fakultäten
5. Die Philosophischen Fakultät "muß sich unter dem Blickwinkel gesamtuniversitärer Belange auf Einsparungsmöglichkeiten befragen lassen." Reduktion in den klassischen Philologien, den Altertumswissenschaften, der Kunstgeschichte. Umwidmung der Erziehungswissenschaften für die Lehrerbildung. Verschmelzung von Soziologie und Politikwissenschaft zu einer Sozialwissenschaft. Leichte Reduktionen bei Germanistik und Romanistik. Einsparungen durch gemeinsame Angebote für die Philologen und die Übersetzer und Dometscher.
6. "[...] kann die Naturwissenschaftliche Fakultät nicht von Einsparungen ausgenommen werden." Reduktion in der Physik, der Chemie, der Biologie.
7. Leichter Ausbau der Technischen Fakultät.

scheidungen außerhalb der Universität entweder von den politischen Instanzen oder von beratenden und evaluierenden Gremien ihr übergestülpt werden."

Der Tritt in den Hintern

Eine Universität ist wie alle großen Organisationen ein ziemlich unbewegliches System, von ihrer Anlage und der Interessenlage der Machthabenden im Prinzip konservativ und jeder Reform abhold. Veränderung gefährdet Erbhöfe wie Ausstattungen, Studiengänge, Privilegien und liebgewordene Angewohnheiten. Ein solch träges System läßt sich schwer reformieren. Ich kenne mich in der Theorie der Organisationen nicht aus, denke mir aber, daß es dort eine Beobachtung gibt, daß man solch einem System regelmäßig in den Hintern treten muß, damit es Mißstände mal wieder zur Kenntnis nimmt und abstellt, neue Notwendigkeiten und Entwicklungen reflektiert und daraus seine Schlußfolgerungen zieht.

Betrachten wir, wie das Fach des Autors, die Informatik, Mitte der 60er Jahre an den bundesdeutschen Hochschulen eingeführt wurde. Es war in den USA schon seit Jahren etabliert. Der Einführung des offensichtlich notwendigen Fachs an den deutschen Hochschulen stand entgegen, daß die notwendige Masse aus dem Fleisch der bestehenden Fächer geschnitten werden mußte. Da fanden sich leicht Koalitionen in den Hochschulen, die dies zum Erhalt ihrer Erbhöfe zu verhindern wußten und die auch genügend Einfluß an den Landesministerien hatten, um dort erfolgreich die Meinung abzuladen, daß dieses Fach nur neumodischer Kram ohne lange Lebensdauer sei. Dem damaligen Bundesforschungsminister Stoltenberg war es zu danken, daß er die Länder und die Universitäten zur Einrichtung von Informatikfachbereichen verlockte, indem er im „überregionalen Forschungsvorhaben Informatik" eine Refinanzierung der eingerichteten Informatikstellen zu 70% anbot. Dieses führte zur Einrichtung der ersten 14 Informatikfachbereiche, unter ihnen auch Saarbrücken.

Finanzielle Anreize ließen sich zu Zeiten staatlichen Wohlergehens für milde Veränderungen einsetzen. Heute läßt sich der immobile Dampfer Universität nur mit groben Fußtritten aus seinem Kurs bringen. Daß es der Stiefel des Sparkommissars ist und daß der Tritt recht hart ausfällt, macht die gegenwärtige Situation der Universität des Saarlandes so prekär.

Wolken über der Universität

Der innere und der äußere Reformstau

Zur Verschärfung der Situation tragen lange überfällige innere Veränderungen und äußere Anpassungen bei. Von außen schlägt die allerorten spürbare Konzeptionslosigkeit, vom sich durchwurschtelnden Pfälzer in Bonn bis zu den ratlosen Kultusministern in den Ländern auf die Universitäten durch. Auch der genannte interfakultative Arbeitskreis moniert: „daß die Politik - nicht nur im Saarland - in der Vergangenheit den heranwachsenden Schwierigkeiten der Universitäten nicht rechtzeitig angemessen begegnet ist." Er fordert: „Eine finanzpolitische Debatte ist nur zu führen, wenn zuvor über *unverzichtbare Strukturreformen* gesprochen und entschieden wurde."

Uni und Markt ?

Betrachten wir das Beispiel der Lehrerbildung. Sowohl die Lehramtsstudiengänge als auch der Studiengang Erziehungswissenschaften an der UdS sind in der Diskussion. Es scheint Konsens zu sein, daß das gegenwärtige System der Lehrerbildung ineffektiv ist. Eine lange theoretische Ausbildung geht jeder Praxis voraus. Das unselige Pädagogikum vermittelt weitere abstrakte Theorie, zur Abwechslung nur vom Lehrfach unabhängig. Der Praxisschock kommt für viele Lehrer erst dann, wenn es für alternative Berufe zu spät ist. Das Referendariat muß die fehlende Praxis kompensieren, was bekanntermaßen nicht immer klappt. Die Universität muß jetzt Entscheidungen bezüglich der Lehrerbildung treffen, ohne daß das Bildungsministerium die Lehrerbildung reformiert hat.

Ein weiterer wunder Punkt ist das Institut für Dolmetschen und Übersetzen. Es betreibt eine, hoffentlich solide, aber nicht eigentlich wissenschaftliche Ausbildung für die genannten Berufsziele. Aus Verlegenheit wurde es der UdS angegliedert und dazu mit einem künstlichen wissenschaftlichen Überbau versehen. Aus dieser halbgaren Lösung entstand ein unliebes Kind, welches bei jeder Spar- und Strukturdiskussion wieder auf's Tapet kommt. Der Wissenschaftsrat hatte schon bei seiner Begehung der UdS die Empfehlung ausgesprochen, das DI an die Hochschule für Technik und Wirtschaft zu verlagern. Neuerdings soll versucht werden, gewisse Synergien mit den Philologien zu erreichen.

Kollegiale Rücksichtnahme

Einen wunderbaren Prügel hat die Universität dem Ministerium in die Hand gegeben, indem erkennbar unhaltbare Zustände zu lange unter dem Motto

von freier Forschung und Lehre und unter kollegialer Rücksichtnahme geduldet wurden. Berufungsverfahren sind der Schlüssel zum Wohl und Wehe eines Fachs. Zu oft spielen blanke Angst vor der bedrohlichen Kompetenz eines Bewerbers und der zu befürchtenden Konkurrenz um gute Studenten eine ausschlaggebende Rolle bei der Nichtberücksichtigung von Bewerbern. Wenn eine Streitkultur fehlt und dazu der landsmannschaftliche Hang zum Harmonismus triumphiert, wundert es nicht, daß häufig nur Zweitbeste berufen werden.

In der Soziologie hat man jahrzehntelang das Latein durch Mund-zu-Mund-Beatmung wiederzubeleben versucht, wahrscheinlich um gleich nebenan mit dieser aufgefrischten Kommunikationsebene den soziologischen Strukturen der himmlischen Bevölkerung forscherisch zu Leibe zu rücken. Wer erfahren hat, wie sich universitäre Fächer reproduzieren, der muß zu Recht befürchten, daß nach der erschöpfenden Erforschung der Soziologie der Engel im Himmel ein Kollege gesucht wird, der ähnlich gründlich der teuflischen Gesellschaft in der Hölle zu Leibe rückt. So wird niemand sich wundern, wenn eine solche Soziologie als verzichtbar erklärt wird. Man denkt sich, es wird eh niemand außerhalb von Saarbrücken merken, daß es dort keine Soziologie mehr gibt.

So sollte es mit Recht allen Studiengängen gehen, die durch jahrelange Schlamperei ihren Beitrag zum Profil der Universität unter die Nachweisgrenze gedrückt haben.

Profil oder Pfannekuchen

Die Frage, ob die Universität durch Konzentration auf weniger Fächer ein Profil entwickeln oder weiterhin ein möglichst breites Spektrum von Fächern („Volluniversität") anbieten sollte, spaltete die Autoren der beiden Artikel im letzten Saarbrücker Heft. Hüfner forderte Profilierung, Herbert Wender plädierte für das breite Angebot, möglichst für alle Landeskinder. Stefan Hüfner forderte: „identifizierte Zentren hoher Qualität, liegen sie nun im Bereich der Medizin, der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften oder der Ingenieurwissenschaften, so auszubauen, daß sie im Wettbewerb des nächsten Jahrhunderts bestehen können." Er sieht: „dies wird auf Kosten vieler hier heute noch gelehrter Fachgebiete zu geschehen haben".

Wender findet durchaus originelle Argumente dagegen. Er strapaziert folgende Analogie: Wenn man es absurd findet zu fordern, daß möglichst vielen Saarländern ein Studium im Saarland geboten werden sollte, dann sollte man es anlog genauso absurd finden zu fordern, daß möglichst vielen Bayern in Bayern und möglichst vielen Franzosen in Frankreich ein Studium ermöglicht werden sollte. Nun diskutiert man ja darüber, ob dies in voller Fächerbreite geschehen sollte, und da macht es schon einen gewaltigen Unterschied, ob die volle Fächerbreite von einer Million, 11 Millionen oder 60 Millionen finanziert wird. Um ein Bild zu gebrauchen, daß aus dem Bereich des eingestellten Studiengangs Ernährungs- und Haushaltswissenschaften stammt, Herbert Wender fordert die pfannekuchenmäßige Verteilung der Mittel über die volle Breite der Fächer, übersieht dabei aber, daß an der UdS bereits das Crêpe-Stadium mit vielen aufgerissenen Löchern erreicht ist.

Der interfakultative Arbeitskreis legt in der Frage Profilbildung einen gewissen Eiertanz aufs Parkett. Einerseits stellt er fest: „Das Profil der Universität des Saarlandes als Landesuniversität mit Breitenwirkung soll erhalten bleiben". Andererseits kommt er zu der Ansicht, es sei „fraglich, ob sie das gesamte Spektrum von Studiengängen anbieten muß".

Er fordert dann eine Konzentration auf sogenannte *Kern-* und *Grundlagenfächer*, ohne allerdings zu sagen, welche das sein sollen, und schlägt ein breit angelegtes Grundstudium und darauf aufbauend „wenige hochqualifizierte Postgraduiertenstudiengänge" vor. Das ist ein Modell mit einigem Charme. Es funktioniert allerdings nicht in allen Bereichen. Was etwa ein Grundstudium in den Rechtswissenschaften wäre oder in den Philologien, weiß ich nicht. Es ist offensichtlich gedacht für naturwissenschaftliche Fächer, in denen man eine Spezialisierung oder anwendungsorientierte Ausbildung auf ein solides Grundstudium aufsetzen kann. Was auf Dauer schwer fallen wird, ist, die Professoren, die diese Grundlagenausbildung machen, bei Laune zu halten. Sie lesen immerzu elementare Vorlesungen und sie bilden ihren eigenen Nachwuchs nicht mehr aus. Das ist nicht sehr

spannend.
Der Arbeitskreis setzt weiterhin auf den ökonomischen Effekt von Interdisziplinarität. Auch die kann durchaus die erwarteten Früchte tragen und zusätzlich noch unerwartete wissenschaftliche Ergebnisse erbringen. Man kann das z. B. an der Universität Bielefeld beobachten, an der sowohl die Naturwissenschaftliche als auch die Technische Fakultät interdisziplinär angelegt sind. Dabei treten z. B. höchst interessante Kooperationen von Biochemikern, Mathematikern und Informatikern ins Leben. Natürlich ist es vielversprechender, eine neue Fakultät konzeptionell zu planen als im Rahmen einer Spardiskussion Schlachtreste zusammenzuschmeißen mit der Aufforderung: „Nun entwickelt mal Synergien!"
Nach wie vor läuft die Diskussion auf einer Seite nach folgendem Schema ab: „Eine Universität ohne das Fach *X* ist schlicht nicht denkbar!" Dazu kann ich nur einen der schlaueren Sprüche, die mir je entschlüpft sind, zitieren: „Statt zu fragen, ob man ein Fach *X* unbedingt braucht und dabei die aktuellste Ausrichtung, den idealen Ausbau und die bestmöglichste Besetzung annimmt, sollte man fragen, ob das an der Universität real existierende Fach *X* nicht ohne Verlust abgeschafft werden könnte."[5]

Zauberwort Evaluation

Fast jeder, der in der gegenwärtigen Situation Ratschläge gibt, akzeptiert als eine der Grundvoraussetzungen, daß eine Evaluierung der Fächer bezüglich Forschung und Lehre passiert. Gegenargumente haben eigentlich immer die zwei Formen: „Geht sowieso nicht" oder eine Verklausulierung der Aussage: „Meine speziellen Leistungen kommen dabei nicht richtig zur Geltung". Tatsache ist, daß in anderen Ländern seit ewigen Zeiten die Qualität von Universitätsfächern bewertet wird. Die Maßstäbe dafür sind Gegenstand eines Diskurses und veränderbar, wenn es überzeugende Argumente dafür gibt. Bildungsforscher in Deutschland mögen sich auch damit beschäftigen, aber meist wohl im Geheimen, da niemand etwas von ihren Ergebnissen wissen will.
Es bleibt, daß Evaluation notwendig ist, um die vielgepriesene leistungsbezogene Mittelvergabe einzuführen und um spürbare und effektive Sanktionen einzusetzen, wie es der Arbeitskreis fordert.

Fakultäten und Departments

Der in diesem Heft publizierte Vorschlag für ein *Department of Material Science*, entwickelt vom Direktor des Instituts für Neue Materialien, Prof. Schmidt, ist in mehrerer Hinsicht brisant. Erstens schlägt er eine Zusatz- oder Ersatzstruktur - das ist offengelassen - für Fachbereiche bzw. Fakultäten vor. Zweitens hätte dieses Department ein Direktorium, welches wesentliche Aufgaben der bisherigen Fachbereichsräte und Fakultätsräte übernähme. Die Verfahrensregeln sind zwar nicht ausgeführt; aber es sieht wie ein Ausstieg aus der Gruppenuniversität aus. Zur Erinnerung: bei ihr geht es um ein Organisationsprinzip, welches den verschiedenen an der Universität arbeitenden oder lernenden Gruppen, Professoren, wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeitern und Studenten, Sitz und Stimme in allen Gremien einräumt.
Wenn man, wie der Autor des Vorschlags das tut, seine Überlegungen an der Effektivität des zu schaffenden Bereichs ausrichtet, so ist die Abkehr von jener Gruppenuniversität eine naheliegende Richtung. Allerdings fordert er, dieses Direktorium „muß dann aber auch die Verantwortung dafür übernehmen", ein im deutschen öffentlichen Bereich bisher unbekanntes Phänomen. Es riecht nach der Art und Weise, wie amerikanische Universitäten ihre Amts- und Würdenträger agieren lassen. Diese bekommen sehr große Freiheiten, werden aber blitzschnell gekippt, wenn sie ineffektiv, korrupt, illoyal oder sonstwie unakzeptabel sind. Dies geschah z. B. dem Präsidenten der Stanford University, als er die Renovierung der Präsidentenyacht und des präsidialen Bettes, dazu den täglichen Blumenstrauß den Drittmittelgebern als Zusatzaufwand für die Forschung in Rechnung gestellt hatte und damit den ganzen Drittmittelzufluß für einige Zeit ins Stocken brachte.
Auch der Arbeitskreis sieht, daß eine andere Art von Management notwendig ist, um die Universität schlagkräftiger zu machen.
Wenn man längere Zeit an einer Gruppenuniversität zugebracht hat, kommt man nicht umhin fest-

zustellen, daß diese offensichtlich als Schönwetterveranstaltung konzipiert ist. Hier entscheiden Gremien, die nicht zur Verantwortung gezogen werden können. Die Mehrheitsverhältnisse realisieren meist die minimale höchstrichterlich festgelegte professorale Mehrheit. Das führt bei geplanten Sparmaßnahmen zu folgender Blockadearithmetik: Mindestens eine Fakultät ist betroffen und stimmt deshalb dagegen. Die nichtprofessoralen Gruppen „solidarisieren" sich mit den Betroffenen. Das reicht für die Standardblockade. Bei diesen Mehrheitsverhältnissen wirkt ein weiteres Moment blockierend, nämlich das der erwarteten Rache. Taucht etwa ein Fach mit einer skandalösen Berufungsliste im Senat auf, dann überlegt sich jeder sorgfältig, ob er dagegen protestiert. Denn das Gedächtnis der Kollegen ist gut. Ihre Rache wird einen zu gegebener Zeit treffen. Unter diesen Umständen war es bewundernswert, wie es den Gremien 1993 in einem aufwendigen Kraftakt gelungen ist, der angeblich endgültigen Sparauflage des Ministeriums einen Universitätsentwicklungsplan entgegen zu stellen. Ich frage mich, ob eine Universitätsverfassung so konzipiert sein sollte, daß sie die Handelnden zu ständigen Kraftakten zwingt.

Fehlende Identität

Was einem an der UdS wie an mancher anderen deutschen Universität auffällt, ist der Mangel an Identifikation mit der eigenen Universität. Als Folge ist man an ihrem Gesamtwohl und an der Qualität anderer Fächer nicht sehr interessiert, freut sich nicht über Auszeichnungen, sondern entwickelt Neid. Diese Einstellung fördert das Erbhofdenken noch. Weiterhin hat sie die Konsequenz, daß auch die Absolventen keinen starken Bezug zu ihrer Universität mitnehmen und nicht wie etwa in den USA erfolgreich um Spenden für sie gebeten werden können. Es ist schon überraschend, daß das Ludwigsgymnasium mit seinen 640 Schülern mehr T-Shirts verkauft als die UdS mit ihren 20 000 Studenten.

Fazit

Man wird es dem Text schon angemerkt haben, welche Meinung der Autor vertritt. Trotzdem sei sie noch einmal zusammengefaßt:

- Es ist die Stunde der Autonomie und nicht des Kneifens. Die Autonomie sollte sogar ausgeweitet werden. Universität und Ministerium müssen verläßliche Partner im Dialog über die Entwicklungsplanung sein.
- Profilbildung und Konzentration sind unerläßlich. Vorzeigbare, lebensfähige Einheiten müssen erhalten bleiben bzw. geschaffen werden. Schwache Fächer, wenn sie nicht regenerierbar sind, sollten abgebaut werden. Schwerpunkte zeigen sich: Umwelt-, Werkstoff-, Kognitionswissenschaften, Informatik, internationalisierte und international offene Fächer und Fächerkombinationen.
- Evaluation von Forschung und Lehre nach offengelegten Regeln, die dem öffentlichen Diskurs unterliegen, wird eingeführt. Nichtleistung zieht Konsequenzen z. B. in der Mittelvergabe nach sich.
- Neue, effektivere Organisations- und Managementformen werden gesucht und eingeführt. Verantwortlichkeiten werden klar geregelt. Mißerfolg zieht Sanktionen nach sich. Ein Amtsverlust ohne Abfederung durch einen Professorenposten z. B. schmerzt sehr!

0 S.Hüfner: Das Ende der saarländischen Besonderheiten an der Universität?, Saarbrücker Hefte, Nr. 76, 1996

1 H. Wender: Mehr Geld für die Hochschulen!, Saarbrücker Hefte, Nr. 76, 1996

2 R. Berger, F. Giffhorn, R. Hempelmann, H. Jascheck, H.-J. Lüsebrink, N. Müller-Lantzsch, F. Ranieri, C. Reinsberg, C. Scholz, E. Wenzel: Gedanken zur Universitätsentwicklung, 1996

3 R. Schmidt: Konzept für ein Department of Material Science in Saarbrücken, 1997, in diesem Heft S.

4 G. Hönn: Grobplanung des UP zur Strukturentwicklung der Universität des Saarlandes, 1997

5 R. Wilhelm: Vollwertuniversität oder Technische Hochschule?, Saarbrücker Hefte, Nr. 68, 1992

Konzept für ein „Department of Material Science" in Saarbrücken

Von Helmut Schmidt

1. Einleitung

Vor dem Hintergrund der zunehmenden Bedeutung des wissenschaftlichen und des Innovationspotentials neuer Werkstoffe erscheint der Aufbau eines neuen Departments „Material Science" zwingend. Dazu ist das Potential der UdS und der weiteren Forschungseinrichtungen hervorragend geeignet. Ein wichtiger Schwerpunkt zeichnet sich im Bereich der Nanotechnologien ab, da sowohl die Grundlagenforschung, die Prozeßtechnik als auch die Analytik in Form der Sondentechnik ein sehr hohes Niveau erreicht haben. Einen weiteren Bereich bilden Komposittechnologien und Metalle mit der Möglichkeit von fachübergreifenden Techniken zwischen Nanotechnologie und Metallurgie. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Ausbau des Engineering-Bereichs, da nur über ihn eine entsprechende Umsetzungsmöglichkeit in die Wirtschaft besteht. Daher wird eine Verstärkung in den Bereichen Elektronik, Optik, Biotechnik, Medizintechnik, Energietechnik und bei den Mikrotechniken vorgeschlagen.

Vor dem Hintergrund der Einrichtung eines neuen Departments ist zu klären, was die strategische Zielsetzung sein soll. Wichtige Fragen sind:

- Liegt die Betonung auf der reinen Grundlagenforschung?
- Ist ein Output in eine industrielle Umsetzung erwünscht?
- Wenn letzteres der Fall ist: Welche Erfolgskontrollkriterien sind durchsetzbar?

Im folgenden wird davon ausgegangen, daß eine Anwendungsrelevanz erwünscht ist und daß als Konsequenz davon auch eine Bereitschaft vorhanden ist, die notwendigen Voraussetzungen für die Realisierung, d. h. für die Umsetzung von interessanten Ergebnissen in die Praxis zu schaffen.

Dieser Text ist eine überarbeitete Fassung des von Prof. Helmut Schmidt vorgelegten Entwurfs für ein „Department of Material Science" an der Universität des Saarlandes. Der Ausarbeitung wird offenbar seitens des Ministeriums Modellcharakter im Hinblick auf die Reorganisation der Technischen und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultäten eingeräumt.

2. Zielsetzung eines neuen Departments „Material Science and Technology"

Die allgemeine Zielsetzung umfaßt sowohl thematische als auch strukturelle Aspekte. Anzustreben ist eine thematische Breite, die auf der einen Seite genügend Freiraum für die Materialforschung zuläßt, und die auf der anderen Seite ausreichend anwendungsrelevantes Grundpotential aufweist. Hinzu kommt (und hier steht die strukturelle Seite an), daß aus der Materialforschung oder aus der Naturwissenschaft kommende wissenschaftliche Ergebnisse auch in Richtung der Anwendung weiterentwickelt werden können. Dazu ist die interdisziplinäre Kooperation, die dazu notwendige Kompetenz und die entsprechende Ausstattung erforderlich. Weiterhin sind dazu organisatorische Voraussetzungen erforderlich, die solche „vertikalen" Kooperationen begünstigen.
Die Themenbereiche, bei denen Anwendungspotential und forscherische Freiheit ausgewogen vertreten sind, werden mit festgelegten Kriterien ausgewählt. Als Grundlage für die Ressourcenverteilung werden Erfolgskontrollkriterien benötigt.

Aus diesen Überlegungen heraus ergibt sich als allgemeine Zielsetzung der Aufbau eines Departments, das über ein ausreichendes Potential an Grundlagenforschung verfügt, um innovative Ergebnisse in bezug auf neue Materialien, deren Phänomene und Eigenschaften, zu erarbeiten. Dies ist die Basis für Werkstoff- und Technologieentwicklungen bis hin zur Produkt-, Produktionstechnik und Verfahrensentwicklung, die den zweiten, aber unabdingbaren Schritt darstellen.

Der zweite wichtige Punkt ist die Ausbildung. Sie sollte den synergetischen und interdisziplinären Ansatz aus „Market-Pull" und „Technology Drive" widerspiegeln. Da nicht davon aus-

gegangen werden kann, daß ein Abgang mit einer abgeschlossenen Ausbildung auf einem niedrigeren Niveau (z. B. vergleichbar dem Bachelor of Science) durchsetzbar ist, wird ein Vorschlag erarbeitet, der die bisherige Aufteilung in Grund- und Hauptstudium beibehält, der jedoch eine Diversifizierung im Hauptstudium ermöglicht.

3. Themenbereiche

3.1 Rahmen

Die vorgeschlagenen Themenbereiche bauen auf existierenden Potentialen auf und sind die Basis der nachfolgenden Vorschläge. Die Auswahl der Themenbereiche erfolgte nach folgenden Kriterien:

- unzureichend vorhandenes Potential in saarländischen F+E-Einrichtungen
- Potential für Technologieentwicklungen in zukunftsträchtigen Bereichen
- Technologietransferpotential (Industrie BRD und EU; Saarland)
- Potential für eine industrielle Aktivität

3.2. Schwerpunkte

3.2.1 Nanotechnolgien

Die Untersuchungen von nanoskaligen Dimensionen in Materialien sind seit über 15 Jahren ein Schwerpunkt der Grundlagenforschung in vielen Ländern. Trotzdem sind noch viele Fragen offen, besonders wenn es um Nichtmetalle, Halbleiter und dispergierte Systeme in verschiedenen Matrixwerkstoffen geht. Die technologische Nutzung erfolgt erst in Ansätzen. Es werden z. Z. mehrere Hauptstoßrichtungen verfolgt (Ergebnis des Nanotechnologie-Workshops im BMBF vom 12.06.1996):

- Analytik über die Sondentechnologie (schon relativ hoher Stand der Technik)
- Nanomanipulation über Nanoinstrumente, z. B. Sonden (fernere Zukunft)
- Eigenschaften nanostrukturierter Materialien
- Nanostrukturierung über Nanoabformung (extremer Mangel an Werkstoffen)
- Nanopartikeltechniken über chemische Prozesse (hohes Interesse von der chemischen Industrie für Commodities; defizitäres Gebiet).

Saarbrücken hat derzeit hervorragende Voraussetzungen, über die Verbindung von Grundlagen-

Institut für Neue Materialien

forschung, chemische Synthese, Prozeßtechnik, Engineering, Fertigungs- und Produktionstechnik eine führende Rolle im internationalen Geschehen zu übernehmen. Ein wichtiger Grund für die zu geringe Nutzung des vorhandenen Potentials sind strukturelle Hemmnisse, z. B. „monodisziplinäre", parallel eingerichtete Forschungsstrukturen, die den interdisziplinären „vertikalen" Verbund extrem erschweren. Dies läßt sich nur über entsprechende Organisationsstrukturen ändern. Es gibt an der UdS (Grundlagen der Eigenschaften von Nanosystemen, Sondentechnik), am IzfP (Sondentechnik), am INM (Grundlagen Chemie, Prozeßtechnik) und am IBMT (Sensortechnik) eine breite Expertise für Nanotechnologien. Diese gilt es, in einem neu strukturierten Department zu nutzen.

Wichtige Themen sind:

- nanostrukturierte Werkstoffe (Metalle, Keramik)
- Nano-Prozeßtechnik (Metalle, Keramik, Glas, Nanokomposite, z. B. Glasmatrix, Polymermatrix, Komposite)
- Formgebungs- und Bauteil-Verfahrenstechnik.

3.2.2 Metalle

Die oben geschilderten Nanotechnologien haben einen basistechnologischen Charakter, bei dem die Anwendungsfelder extrem breit sind (darauf wird weiter unten noch eingegangen). Bei Metallen jedoch steht in der institutionellen Forschung in der Regel der Ansatz, die exakte Charakterisierung von Gefügeeigenschaften als Funktion verschiedener Parameter zu charakterisieren (meistens im Zusammenhang mit Anwendungsproblemen), im Vordergrund. Als wichtige Erweiterung im Bereich der metallischen Werkstoffe wird daher vorgeschlagen, auch hier die Herstellung (schmelz- oder pulvermetallurgische Prozesse) als Basis zu verstärken und die unter Nanotechnologien aufgeführte vertikale Strategie (Grundlage bis Anwendung) zur Leitlinie zu machen. Auch hierfür sind in Saarbrücken ausreichende Voraussetzungen gegeben. Besonders interessant ist dies im Zusammenhang mit der Pulvertechnologie, da es hier sehr viele Parallelen zu keramischen Werkstoffen gibt und ähnliche verfahrenstechnische Prozesse möglich sind (Spritzguß, Extrusion, Trockenpressen usw.). Hinzu kommen Gieß- und Umformtechniken. Eine grundsätzliche Verbindung zu den Nanotechnologien wird über die Oberflächenphysik, die Oberflächenchemie, aber auch über Metal Matrix Composites (MMCs) hergestellt. Die werkstoffkundliche Expertise des FB 15 und des INM sowie des IzfP könnte hier ebenfalls eingebracht werden, ebenso wie die Sondentechnik und weitere aufwendige Charakterisierungsverfahren.

3.2.3 Nichtmetallische anorganische Werkstoffe (Keramik, Glas) und Funktionswerkstoffe

Diese Werkstoffe haben sowohl von ihrer Grundlage als auch von ihrer Anwendungsseite her ein interessantes Potential. Von besonderem Interesse bei Gläsern sind dabei physikalisch-chemische Fragen, Komposite (z. B. nichtlinear-optisch, Laser), neue Glaszusammensetzungen und Beschichtungen. Bei keramischen Werkstoffen ist die Kolloidchemie als zentrale Thematik sowohl in bezug auf Grundlagen als auch auf Anwendungen kaum untersucht (so gibt es z. B. in Deutschland z. Z. keine F+E-Einrichtung für anorganische Kolloidik). An die Grundlagen schließt sich die gesamte Prozeß- und Verfahrenstechnik an, die verschiedene Ingenieursdisziplinen und neue Anwendungsfelder umfaßt. Auch hier spielen Nanotechnologien eine wichtige Rolle. Kompositwerkstoffe schlagen die Brücke zu den Polymeren.

3.2.4 Ingenieursdisziplinen

Die ingenieursorientierten Fachrichtungen sind im Rahmen einer vertikalen Ausrichtung, oder anders ausgedrückt, im Sinne einer Nutzung von F+E-Ergebnissen der Grundlageneinrichtungen, der Werkstoffentwicklung oder der Formgebungstechnik unerläßlich. Sie sind damit ein wichtiger Baustein für Technologieentwicklungen, d. h. sie stellen ein unabdingbares Bindeglied zum Markt dar (Produktionstechnik, E-Technik, Verfahrenstechnik, Informatik). Zusätzlich wird vorgeschlagen, aufbauend auf dem vorhandenen Potential, eine Erweiterung in Richtung anderer, zukunftsträchtiger Felder einzurichten. Dies betrifft die Bereiche

Biotechnologie, Elektronik, Optik und Energietechnik, u. U. auch Medizintechnik. Dies sollte jedoch, soweit möglich, in Verbindung mit neuen Werkstoffen geschehen, d. h. die „nachgeschalteten" Disziplinen kooperieren eng mit der Werkstoffentwicklung bzw. geben in diese den erforderlichen Input in bezug auf Anforderungsprofile und Entwicklungstendenzen, soweit es sich um anwendbare Ergebnisse handelt.

In den saarländischen Forschungseinrichtungen (UdS, INM, IzfP, IBMT) gibt es eine gute Basis, die in Richtung Optik, Elektronik bzw. auch Medizintechnik und Biotechnologie verstärkt werden könnte. Sie baut auf den Werkstoffen Metalle, Glas, Keramik und Komposite auf. Hier können einige Schlagworte genannt werden:

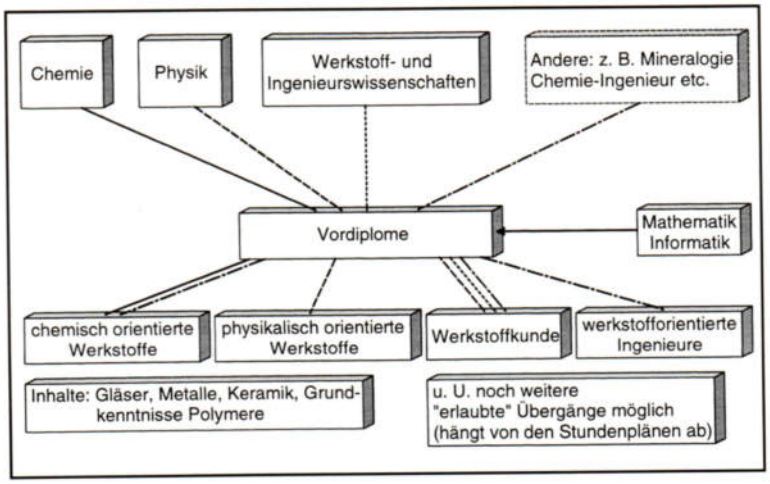
- Biotechnologie/ Biologie/ Medizintechnik: Werkstoffe für Implantate, Gefäßersatz, Gewebeersatz, Werkstoffe für neurobiologische Anwendungen einschließlich der dazugehörigen Mikrosystemtechnik bzw. des Komponentenbaus und der Mikroelektronik, Herstellung von Werkstoffen und Bauteilen über biomimetische Verfahren einschließlich Modelling neuer Verfahrenstechniken, z. B. dreidimensionales Rapid-Prototyping, Werkstoffe für biotechnologische Anwendungen, Beschichtungen, Reaktortechnik und -verfahren.
- Optik/ Elektronik/ Mikrotechniken: Werkstoffe für die optische Aufbau- und Verbindungstechnik inklusive Mikrostrukturierung und Komponentenbau, Werkstoffe für mikroelektronische Komponenten im Bereich dieser Aufbau- und Verbindungstechnik bzw. der Sensorik einschließlich Mikrosystemtechnik mit den entsprechenden Verfahren wie Photolithographie, Prägen, Ätzen bis herunter zum sogenannten Nanoprinting. Hier treten ganz gravierende Werkstoffprobleme auf, die sich derzeit erst in der Festlegungsphase befinden.
- Energietechnik/ Umwelttechnik: Auch hier ist die Verbindung von gezielter Werkstoffentwicklung mit anschließender Verfahrenstechnik bis zum Komponentenbau ein Bereich mit einem hohen Marktpotential. Dies fängt an bei neuen photovoltaischen Systemen über nanotechnologische Ansätze, adaptiven Materialien, Photochromie, Elektrochromie bis hin zu multifunktionellen Schichten oder multifunktionellen Isolierstoffen, umweltfreundlichen Bindemitteln zur Nutzung natürlicher Rohstoffe (Stroh, Naturfasern, Holz etc.).

Institut für Neue Materialien

4. Ausbildung

Die in diesem Department aufgezeigte fachliche Ausrichtung sollte sich auch im Bereich der Lehre widerspiegeln. Dabei könnte z. B. im ersten Studienabschnitt ein ausreichendes Maß an Fachspezifität aufrecht erhalten bleiben (z. B. die Fachrichtungen Physik, Chemie, Werkstoffwis- senschaften oder Elektrotechnik), so daß nach dem Vordiplom auch diese Fächer voll weiterlaufen können und auch ein Wechsel an andere Hochschulen erfolgen kann. Im zweiten Studienabschnitt könnte sich daran ein spezialisiertes Aufbaustudium anschließen, das die Werkstoffseite in den Mittelpunkt stellt, aber das Grundstudium insoweit berücksichtigt, als eine Schwerpunktsetzung im Zusammenhang mit der Vorausbildung erfolgt (z. B. elektrotechnische Werkstoffe und deren Anwendung bei E-Technik, chemische Synthese von Werkstoffen und der zugehörigen Verfahrenstechnik bei Chemikern, physikalische, optische oder elektronische Werkstoffeigenschaften bei Physikern und Werkstoffentwicklung, Werkstofftechnologie, Verfahrenstechnik und Formgebung bei Werkstoffwissenschaftlern). Ein Schema ist in Bild 1 dargestellt.

Bild 1:
Vorschlag für einen departmentkonformen Studiengang



5. Aufbau des neuen Departments

In Bild 2 ist ein Fließbild des neuen Departments vorgestellt, das besonders die notwendige vertikale Organisationsform berücksichtigt. Das Lenkungsgremium dieses Fachbereichs ist ein Direktorium, das nicht nach dem Prinzip der früheren Fachbereichsräte organisiert ist, sondern in dem alle wichtigen Einrichtungen gemäß ihres Gewichtes vertreten sind. Das Direktorium müßte in der Lage sein, verbindlich agieren zu können, insbesondere in bezug auf Themen bzw. Ressourcen, muß dann aber auch die Verantwortung dafür übernehmen. Dafür sind noch entsprechende Regeln zu erarbeiten.

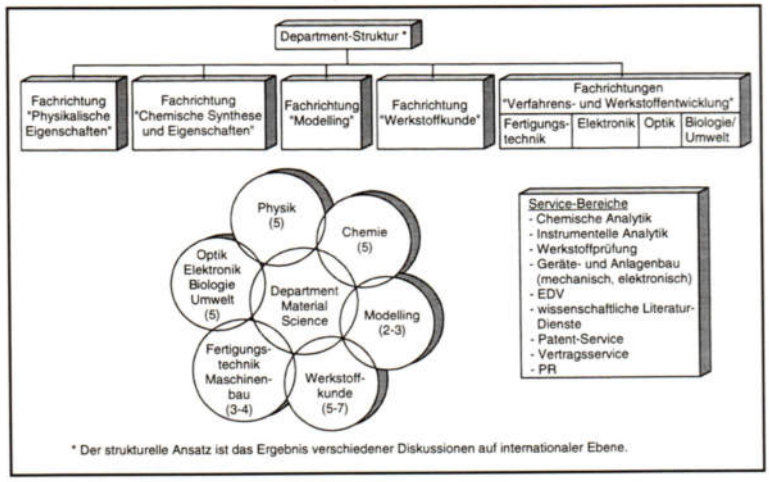


Bild 2: Vorschlag für den Aufbau eines Departments „Material Science". Die Zahlen in Klammern sind Mindestanzahl der jeweiligen Lehrstühle.

Wie fürstliche Gebeine in heimischer Erde Individualität und Seele eines Landes retteten

Von Franz-Peter Schmitt

Man kann alles nur aus der Zeit heraus begreifen.
Oskar Lafontaine

Dies ist eine wahre Geschichte. Kein Wort davon ist vom Autor erfunden. Dieser faßt lediglich etwa 120 Beiträge zusammen, die unwidersprochen und ohne kritischen Kommentar in der Saarbrücker Zeitung erschienen sind; außerdem gibt er Reden wieder, die die Pressestelle der Staatskanzlei mitteilte. Wenn diese Geschichte dennoch Ähnlichkeiten mit einer Parodie auf die Sprache der zitierten Politiker und Journalistinnen oder mit einer Satire haben sollte, sind diese weder das Verdienst des Autors noch zufällig.

Erstes Kapitel: Erbprinz Heinrich

Am Sonntag, den 27. November 1976, wurden *die sterblichen Überreste* dessen, *der in der Erinnerung der Saarbrücker noch heute als Erbprinz Heinrich fortlebt*, des Sohns des letzten, 1793 vor französischen Revolutionstruppen geflohenen Saarbrücker Fürsten also, auf dem Halberg beigesetzt, nachdem man sie von Cadolzburg bei Fürth, wo der tödlich Verunglückte seit 1797 begraben lag, nach Saarbrücken überführt hatte. *Die Gedenkfeier gestaltete sich zu einem bewegenden und eindrucksvollen Ereignis. Das einstige fürstliche Wappen auf blauem Fahnentuch und Blumenarrangements in Blau-Weiß schmückten das Konferenzgebäude. Musik aus der Zeit des Saarbrücker Fürstentums klang auf. Nahtlos fügte sich der Inhalt der Ansprachen zusammen. Damit entstand ein abgerundetes Bild einer ohne Zweifel außerordentlichen Persönlichkeit der Landesgeschichte.*
Illustre Gäste gaben den Festlichkeiten mit ihrer Anwesenheit besonderen Glanz. Ministerialrat Ernst Klitscher, Vorsitzender des Freundeskreises "Erbprinz Heinrich" konnte Repräsentanten von Adelshäusern willkommen heißen, deren Namen mit Heinrich und seinem Testament in enger Verbindung stehen. Aus Luxemburg war Hofmarschall Dr. Guy de Muyser als Vertreter des Großherzogs und Chefs des herzoglichen Hauses zu Nassau gekommen, von seinem Schloß bei Bordeaux Herzog Elie de Decazes mit Herzogin Solange, aus Paris Prinzessin Radziwill-Skorzewski, aus München Hanns-Jürgen Freiherr von Crailsheim.

Auch bürgerliche Gäste waren von außerhalb angereist, so der Fürther Landrat Dr. Dietrich Sommerschuh und Bürgermeister Hans Herz aus Cadolzburg. Neben ihnen begrüßte Ernst Klitscher Saar-Prominenz: Ministerpräsident Dr. Franz-Josef Röder, Landtagspräsident Ludwig Schnur, Finanzminister Professor Konrad Schön, Frankreichs Generalkonsul Etienne Coidan und Luxemburgs Vizekonsul Michel Aubertin, Stadtverbandspräsident Klaus Heinemann, Oberbürgermeister Oskar Lafontaine.

Zum Diner gab es norwegischen Räucherlachs, Mockturtlesuppe, Ente in Pfeffersauce mit Beilagen und Eistorte mit heißem Himbeermark. Schon vorher beim Apéritif hatte der Herzog Decazes Kontakt mit Vertretern des Adels im Saarland gesucht und in Gestalt von Dr. Wolf-Dieter von Bülow, Vorsitzender der hiesigen Adelsvereinigung, und Fürst Werner von Lieven, baltischer Uradel und einziger im Saarland lebender Fürst, auch gefunden.

Vor dem Diner waren Reden anzuhören gewesen. Dr. Röders Ansprache enthielt die folgenden Worte: *Fürst Heinrich hat in Artikel 13 seines Testaments seine Absicht bekräftigt, das Wohl seiner Untergebenen zu befördern. Ersetzen wir in diesem Satz das Wort "Untergebene" beispielsweise durch Staatsbürger, so kommen wir zu einer Maxime, die für alle, die politische Verantwortung tragen, zeitlose Gültigkeit hat. Diese Maxime schlägt die Brücke zwischen uns und dem nassauischen Fürsten, dessen Gebeine nach 179 Jahren nun in die heimische Erde gesenkt werden.* Der Intendant des Saarländischen Rundfunks, Dr. Mai, lobte den Initiator der Überführung, Ministerialrat Klitscher, und fügte hinzu, daß er selbst die Idee dazu *bereits Anfang der sechziger Jahre* gehabt habe. Dann sagte er: *Wenn wir heute den letzten Regenten heimführen, so soll das auch ein Zeichen dafür sein, daß wir die Bevölkerung an der Saar wieder anbinden wollen an ihre große kulturelle, politische und wirtschaftliche Vergangenheit, damit dieses Land an der Saar mit größerem Selbstbewußtsein gegen alle Schmähungen auftritt, die ihm von anderen Landesteilen der Bundesrepublik oft entgegengebracht werden. Dieses Land hat eine Bedeutung auch für die Bundesre-*

publik, und zwar eine größere, als manche Journalisten ahnen. Ich bin der Meinung, wenn wir heute diesen Akt vollziehen, daß wir damit auch dem Volk an der Saar wieder sagen müssen und sagen können, daß es eine große Geschichte hatte und daß es sich nicht zu verstecken braucht im Kreis der deutschen Länder.

Der Geschäftsführer der Saarbrücker Zeitung, Dr. Stiff, zeigte sich sicher, daß Erbprinz Heinrich, da er doch ein Zeitgenosse Kants und Rousseaus war, ein Aufklärer gewesen sein müsse und als Saarbrücker Herrscher in ihrem Sinne gehandelt hätte. *Aber das Schicksal, die Bestimmung wollte es anders. Die Französische Revolution zertrat mit Gewalt die keimende Evolution, an deren Spitze man gewiß den Fürsten Heinrich gesehen hätte. Seine Bestimmung spiegelt die Bestimmung des Landes an der Saar in den kommenden Zeitläufen wider. Zehntausende von Saarländern wurden durch Kriegswirren von Haus und Hof vertrieben, für viele endeten Krieg und Evakuierung im 20. Jahrhundert mit dem Tod in der Fremde oder wenigstens mit dem Verlust ihres materiellen Besitzes. Es hätte Heinrichs Bestimmung sein sollen, dem Land an der Saar den Weg in eine glückliche Zukunft zu zeigen. Statt dessen beginnt eigentlich mit ihm das Schicksal eines Landstrichs, der zwischen die Mühlsteine der Politik der Großmächte gerät. Das Fürstentum Nassau-Saarbrücken war zu Zeiten der Fürsten Wilhelm Heinrich und Ludwig ein weltläufiger kultureller, wirtschaftlicher und politischer Schwerpunkt zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich. Die Stimme der Fürsten hatte Gewicht am deutschen Kaiserhof und in Paris. Der Betrachter der Verhältnisse aus heutiger Sicht kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß unter dem Fürsten Heinrich die Entwicklung zu einem fortschrittlichen, modernen Staatswesen mit blühender Wirtschaft und kultureller Weltoffenheit weitergegangen wäre. Aber mit dem Tod des letzten Landesherrn in der Fremde wurde eine ganz andere Entwicklung eingeleitet, an deren vorläufigem Ende zunächst die Konstituierung einer preußischen Provinz stand, verwaltet durch einen Landrat, beraubt des angestammten Hofes, der der Mittelpunkt einer geistig-politischen Erneuerung hätte sein können. Ein wirtschaftlicher Schwerpunkt blieb das Land an der Saar allerdings, und als solcher wurde es anstatt zum Mittler zum Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland. Es bedurfte zweier Weltkriege im 20. Jahrhundert, um das Land an der Saar, erst Saargebiet, dann Saarland, aus dieser Rolle zu befreien.*

Wohlan! es geht, es iſt gegangen!
Uns ſegnet Gottes Vater-Blick;
Laßt Sklaven vor Deſpoten bangen!
Die feige Brut verdient kein Glück.
Laßt uns der Freiheit würdig werden!
Sie iſt des Menſchen beſtes Gut,
Und fließt für ſie auch all' ſein Blut -
Genießt ſein Sohn doch Glück auf Erden.
Wohlan! Die Wahl iſt leicht!
Nur Freiheit oder Tod!
Weh dem! Fluch dem!
Der je es wagt und unſrer Freiheit droht!

Presse und Rundfunk schenkten der Rückkehr des letzten des Saarbrücker Fürstengeschlechts große Aufmerksamkeit. Jedes Detail wurde liebevoll gewürdigt, sogar die Arbeit des das Grabmal herstellenden Steinmetzes gab eine Reportage ab. Archivdirektor Dr. Herrmann publizierte aus gegebenem Anlaß das Inventar der vom Erbprinz hinterlassenen Gegenstände, unter denen sich *12 Flaschen Niersteiner, 2 Flaschen Champagner und 1 1/2 Flaschen Arrak befanden, aber auch Zahnstöcher, Cafelöffelchen, Eyerköpfchen, japonische Vasen, Ragoutlöffel* und vieles andere mehr. Stadtverbandspräsident Heinemann ließ sich von der Hommage an den Fürsten inspirieren zu dem Plan, das heruntergekommene Saarbrücker Schloß originalgetreu rekonstruieren zu lassen, womit er eine jahrelange Diskussion auslöste. Dr. Doris Seck von der Saarbrücker Zeitung schrieb einen historischen Roman über den Erbprinzen. Im Mittelpunkt stand zunächst dessen unglückliche Ehe:

Heinrich war gerade elf Jahre alt, da machte ihm sein Vater eine überraschende Eröffnung. Es sei

an der Zeit für ihn, ans Heiraten zu denken, gab Fürst Ludwig doch tatsächlich seinem Sohn zu verstehen - er selbst hatte jedenfalls schon sehr eingehend an so etwas gedacht. Er nannte ihm auch die in Aussicht genommene Gemahlin: eine Französin aus Paris, die Prinzessin Maximiliane von Montbarey. Was er denn davon halte, wollte der Fürst vom Erbprinzen wissen. Der Elfjährige hatte dazu nichts anderes zu erklären als dies: "Ich habe die Prinzessin ja noch nie gesehen." Er sagte das mit dem gleichen Ernst, mit dem sein Vater bei ihm angefragt hatte.

Natürlich ging diese Ehe gründlich schief, und nachdem Heinrich unter Zurücklassung der Gattin, jedoch unter Mitnahme seiner Jagdhunde der Guillotine entronnen war, trat er der preußischen Armee bei, um alsbald an einem Scharmützel bei Saarbrücken teilzunehmen, bei dem das Schloß in Brand geschossen wurde.

Vom Halberg aus sah der Erbprinz mit Entsetzen, wie der Feuerschein die Nacht und sein väterliches Schloß erhellte. Ein schaurig-schönes Schauspiel - für ihn freilich nur schaurig. Die preußischen Truppen sollten doch um Himmels willen eingreifen; Heinrich malte sich bei dem von ihm zu Recht vermuteten Tumult in den Städten einen Angriff als sehr aussichtsreich aus. Er flehte die verantwortlichen Militärs förmlich an, die Initiative zu ergreifen, schlug ihnen aus seiner Ortskenntnis heraus vor, über die Saar zu setzen; eine Furt könne er ihnen zeigen. Doch diese verspürten dazu keine Neigung; nichts geschah. Wie gebannt starrte Heinrich auf das brennende Schloß. Ein Brennen stieg ihm auch in die Augen; sie begannen zu tränen. So nah war das Feuer doch auch wieder nicht.

Daß der Erbprinz heimkehrte, war vor allem das Verdienst des Ministerialrats Klitscher, der unmittelbar nach der Rede des Intendanten Dr. Mai der Saarbrücker Zeitung anvertraute, daß er *bereits 1960* die Idee gehabt habe, *des Erbprinzen testamentarisch geäußerten Wunsch, auf dem Halberg begraben zu sein, zu erfüllen.* Klitscher war im Wirtschaftsministerium tätig und als Chef der Gesellschaft für Wirtschaftsförderung zuständig für die Ansiedlungspolitik. Viele Jahre hatte er die Geschichte des Saarbrücker Herrschergeschlechtes erforscht. Er gründete den Freundeskreis "Erbprinz Heinrich", in dem sich zahlreiche saarländische Honoratioren versammelten. Und er organisierte alle administrativen und finanziellen Voraussetzungen für die Heimführung. Wie mühevoll dies alles war, beleuchtet ein Beispiel: Der Erbprinz hatte sich eine Pyramide als Grabschmuck gewünscht. Ein Gutachten wurde in Auftrag gegeben, das seine Vorstellung von einer Pyramide *forschend ergründen* sollte. *Aus drei Entwürfen wurden schließlich acht, aus der Begutachtung eine schwierige Entscheidung. Kunsthistoriker Professor Dr. Volkelt von der Saar-Universität, Landeskonservator Dr. Martin Klewitz und der städtische Denkmalpfleger Dipl.-Ing. Dieter Heinz hatten diese zu treffen.* An jedes Detail war gedacht, für jede Frage fand sich der notwendige Sachverstand. Damit man auch nicht den falschen überführe, prüfte das Gerichtsmedizinische Institut der Universität Nürnberg-Erlangen die Gebeine des Prinzen, und *sein Leiter, Professor Würmeling, und seine Mitarbeiter bestätigten: Nach ihren Untersuchungen stammten die sterblichen Überreste einwandfrei von einem Mann mittleren Alters.* Als der Prinz schließlich seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, waren neue Probleme zu lösen: *Die Saarbrücker hatten den Wunsch, den heimgekehrten Erbprinzen durch einen Besuch an seiner schlichten Grabstätte zu ehren.* Ging aber nicht. *Prinz Heinrich hat seine letzte Ruhestätte nämlich ausgerechnet da gefunden, wo es aus wohlverstandenem Interesse die Sicherheit des Saarländischen Rundfunks besonders zu schützen gilt: in jenem inneren Bereich, der nicht nur Büros und Konferenzräume, sondern auch Prominentenzimmer und Intendantensitz beherbergt. Seit Jahren weist an der Pforte zu diesem Komplex ein Schild in dreifacher Ausführung darauf hin, daß hier nur Betriebsangehörige und Mitarbeiter Zutritt haben und daß unbefugtes Betreten strafrechtlich verfolgt wird. Ernst Klitscher, der Begründer des Freundeskreises, schrieb an den Intendanten Dr. Franz Mai, er sei der Meinung, "daß das Interesse unserer Landsleute, durch einen Besuch des Heinrich-Grabes ihre Verbundenheit mit der Landesgeschichte zu bezeugen" ganz im Sinne der Gedanken zu bewerten sei, die der Intendant bei der Gedenkfeier vorgetragen habe. Auf dem Halberg*

setzten daraufhin Überlegungen ein, wie Sicherheitsmaßnahmen und das Interesse der Besucher in Einklang zu bringen seien, mit deren Auftreten in so großer Zahl niemand gerechnet hatte. Die Ausgabe von Besucherkarten durch den Pförtner ist eine der Maßnahmen, die gegenwärtig von Intendanz und Betriebsabteilung besprochen werden.

Umsicht und Unermüdlichkeit des Ministerialrates wirkten beispielgebend.

Zweites Kapiel: Gräfin Marianne

Dem erfolgreichen Bemühen der Stadt Blieskastel, sich als neuzeitlicher Kneipp-Kurort zu profilieren, steht das Anliegen der Bürger und eigens dafür geschaffener Institutionen nicht nach, im An- und Aussehen der Bliesgaumetropole das historisch Gewachsene, vor allem die Leyenschen Gesichtszüge zu pflegen und noch deutlicher herauszustellen als bisher. Dem Fortschritt die Tradition nicht zu opfern, sie lebendig zu erhalten, in das Gesamtbild sinnvoll und harmonisch zu integrieren, dafür setzt sich der "Förderverein für Stadtgeschichtsforschung und Denkmalpflege" ein, auf dessen Initiative der erstmals am 25. Oktober 1979 vor die Öffentlichkeit getretene "Freundeskreis Marianne von der Leyen" ins Leben gerufen worden ist.

Wir pflügten willig unſre Äcker,
Viel träge Praſſer nährten wir;
Doch ſeht! ſie wurden immer kecker,
Erniedrigt waren wir zum Tier.
Geblendet von dem ſchnöden Glanze,
Den ihnen unſer Fleiß verſchafft,
War ſtolz und ſtark durch unſre Kraft
Manch fetter Pfaff, manch geiler Schranze.
Wohlan! Die Wahl iſt leicht!
Nur Freiheit oder Tod!
Weh dem! Fluch dem!
Der je es wagt und unſrer Freiheit droht!

In Blieskastel ist die Leyenzeit nicht nur Erinnerung, sondern lebendige Gegenwart. Die barocken Bauten am Schloßberg, das Rathaus und der Paradeplatz, an dem es steht, die Bürgerhäuser im Stadtbild, sie geben der Bliesgaumetropole ihr unverwechselbares Gepräge. Besonders Marianne von der Leyen, unter deren Regentschaft Blieskastel eine Blütezeit erlebte, genießt heute noch besondere Liebe und Verehrung. Bei aller Hochachtung überwiegt das Gefühl, die Reichsgräfin sei eine "Kaschtlerin" gewesen.

So ist es denn verständlich, daß die Blieskasteler "ihre" Marianne wieder daheim haben möchten. Warum sie nicht hier gestorben ist, daß sie infolge der Französischen Revolution fliehen mußte, ist bekannt und wurde vor wenigen Monaten durch die Aufführung des Schauspiels "Marianne von der Leyen" (von Karl Uhl) in der überfüllten Bliesgaufesthalle erneut ins Gedächtnis gerufen.

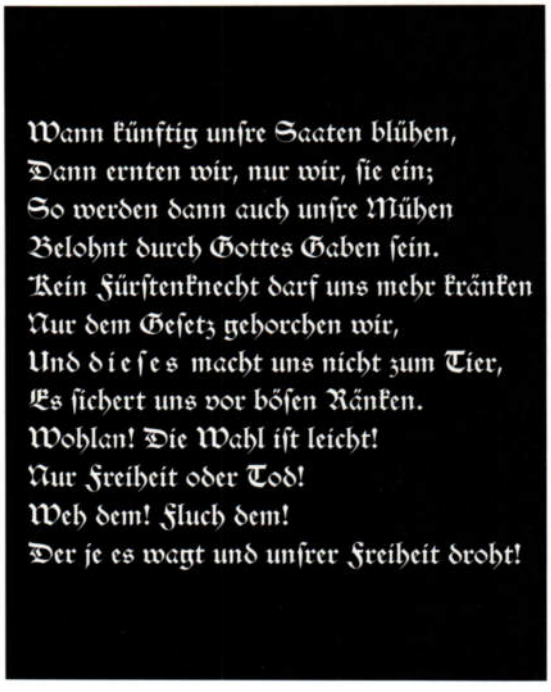
Dem Freundeskreis saß zunächst Minister a. D. Julius von Lautz vor, dann Brauereidirektor Dr. Weber aus Homburg. Architekt Nenno kümmerte sich um die Renovierung der Krypta, Geld gaben der Bischof von Speyer, die Landesregierung, die Stadt Blieskastel und der Saar-Pfalz-Kreis. Der Akademische Bildhauer Menges meißelte das Grabmal, Prälat Lauer dachte sich die Inschrift aus, Prinzessin Ludovika von der Leyen gab ihr Einverständnis, eine Biographie der Reichsgräfin aus dem Jahre 1937 wurde wieder aufgelegt und von Wirtschaftsminister Klumpp vorgestellt, die Volksbank stellte Gegenstände aus dem Nachlaß aus, beispielsweise die Schuhe der Gräfin, die Heimatpresse brachte zahlreiche Artikel über Leben, Flucht und Tod Mariannens, und eine Heimatdichterin reimte:

Un jetzt noo so viele Johr
Werd das Ersehnte werklich wohr.
E 'Freundeskreis' hat sich gerihrt,
So werd die Gräfin iwwerfihrt,
In 'Kaschtel' ehrevoll empfang
Uff ihrem allerletschte Gang.
Un kennt s'es siehn, sie wär zefriede,
Daß ihr die Hemmrees isch beschiede.
Un all ihr Anhänger sinn froh:
Die Gräfin isch jetzt endlich doo!

Dann war es soweit: *Morgen kehrt Marianne nach*

Blieskastel zurück. In Anwesenheit von Prinzessin Ludovika. Bevölkerung ist zu den Feierlichkeiten eingeladen. Mit taktvollem Einfühlungsvermögen hat der Freundeskreis "Marianne von der Leyen" für die Rückführung der Gräfin ein Programm ausgearbeitet, das der Bedeutung und dem Gehalt des Ereignisses in würdiger Form gerecht wird. Um die Rückführung zu ermöglichen, hatte der Freundeskreis eine Fülle organisatorischer Aufgaben zu bewältigen und die erforderlichen Genehmigungen u. a. von den noch lebenden Nachkommen der Reichsgräfin, von der Pfarrei "St. Cäcilia" Heusenstamm, in deren Gotteshaus Marianne seit ihrem Tode im Jahre 1804 ruhte, und auch vom bischöflichen Ordinariat Speyer, das in einem Schreiben mitteilte, die Kleruskongregation in Rom habe dem Bischof von Speyer die Vollmacht erteilt, "die Umbettung der Stifterin der Pfarrkirche St. Sebastian in Blieskastel zu genehmigen". Eine Abordnung aus Blieskastel - Vorstandsmitglieder des Freundeskreises und Vertreter der Stadtverwaltung - werden sich am morgigen Freitagvormittag nach Heusenstamm begeben, wo der Doppelsarg der Reichsgräfin aus der Gruft der Pfarrkirche "St. Cäcilia" herausgenommen und im Chor der Kirche aufgestellt wird. An der Gruft, in der Marianne bisher ruhte, wird ein Stein eingelassen, dessen Inschrift aussagt, daß die Reichsgräfin am 28. August 1981 in die Krypta der Blieskasteler Schloßkirche überführt worden ist. Nach einer kurzen kirchlichen Abschiedsfeier in Heusenstamm wird (um 15 Uhr) der Sarg mit Mariannes sterblichen Überresten in das Fahrzeug eines Blieskasteler Bestattungsunternehmens verbracht und im Konvoi nach Blieskastel überführt. Bei der Ankunft läuten die Kirchenglocken in Bierbach, Lautzkirchen und Blieskastel-Stadt. Die öffentlichen Gebäude und die Schloßkirche werden beflaggt. Vor der Schloßkirche werden Bürgermeister Hermann Gehring, Pfarrer Günter Spies und Angehörige der Kirchengemeinde - in Anwesenheit von Maria Ludovika, Prinzessin von der Leyen - den Konvoi erwarten; der MGV "Liederkranz" wird das Zeremoniell gesanglich umrahmen; der Sarg wird nahe des Altars in der Schloßkirche aufgestellt.

Die Feierlichkeiten am Sonntag werden um 9.30 Uhr durch ein Hochamt in der Schloßkirche eingeleitet. Domkapitular Prälat Bruno Thiebes hält die Predigt, Wirtschaftsminister Werner Klumpp wird im Auftrag der Landesregierung einen Kranz niederlegen. Die musikalische Gestaltung werden die vereinigten Kirchenchöre Blieskastel und Niederwürzbach übernehmen.



Anschließend an die kirchliche Feier beginnt um 11 Uhr in der Bliesgauhalle der eigentliche Festakt. Dr. Paul Weber, Vorsitzender des Freundeskreises, wird die Gäste begrüßen; Professor Wilhelm Weber, Generaldirektor des mittelrheinischen Landesmuseums Mainz, wird den Festvortrag halten; Grußworte werden Wirtschaftsminister Werner Klumpp und Bürgermeister Hermann Gehring entbieten. Den musikalischen Teil des Festaktes wird der saarpfälzische Kammerchor eindrucksvoll gestalten. - Zu allen Feierlichkeiten ist auch die Blieskasteler Bevölkerung eingeladen.

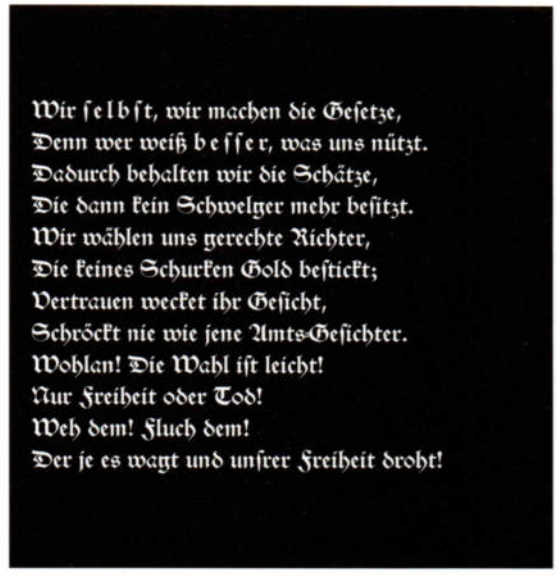
Die Feierlichkeiten verliefen so wie vorgesehen, Minister Klumpp würdigte sie als Ereignis von landesgeschichtlichem Rang, und die Karlsberg-Brauerei publizierte eine Dokumentation mit dem Titel "Überführung des Sarges mit den Erdenresten der Reichsgräfin Marianne von der Leyen".

Drittes Kapitel: Fürst Ludwig

Neu: Freundeskreis "Ludwig von Nassau-Saarbrücken" titelte die Saarbrücker Zeitung am 13. Februar 1995.

Die Stiftskirche St. Arnual erinnert nachdrücklich an die Grafen von Nassau-Saarbrücken, und in der Schloßkirche soll nun das Gedenken an die Fürsten von Nassau-Saarbrücken stärker in den Vordergrund rücken. Ein am Freitag in Saarbrücken gegründeter Freundeskreis "Ludwig von Nassau-Saarbrücken" will das Grabmal Wilhelm Heinrichs (1768 gestorben) restaurieren lassen und seinen Sohn Ludwig, der seit 1794 in der Gruft der Fürsten von Nassau-Usingen ruht, ebenfalls dort beisetzen. Der Freundeskreis sieht in seinem Vorhaben einen "Beitrag zum Identitätsbewußtsein des Saarlandes". Schirmherr des Freundeskreises war Ministerpräsident Lafontaine, der Großherzog von Luxemburg sagte seine Unterstützung zu. Dem Vorstand gehörten Konsul Dr. Stiff an und Ministerialrat a. D. Klitscher, der alsbald vom Ministerpräsidenten in den Professorenstand erhoben wurde. Im Beirat wurde die Landeshauptstadt von ihrem Oberbürgermeister vertreten, das Land von Staatssekretär Dr. Bohr. Dann wurde es, Dr. Ilka Desgranges berichtete, richtig spannend:

Treffpunkt Schloßkirche Saarbrücken, freitags, 9.30 Uhr. Vor der Tür die Feuerwehr, im Innern eine Männerrunde. Einige der Herren haben ihre Jacken abgelegt, machen sich bereit, durch eine schmale Öffnung über eine Leiter in die Tiefe zu klettern. Die Feuerwehr überwacht den Abstieg: "Bauch einziehen, Arme hoch, Füße schräg nach außen." Während die ersten im trüben Licht verschwinden, wird von oben der Sauerstoffgehalt gemessen. Die Feuerwehr im Einsatz für die Geschichte des Saarlandes. Da unten in einem Raum von 2,30 auf etwa 2 Meter liegen die sterblichen Überreste des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Bisher allein. Der im Februar gegründete "Freundeskreis Ludwig von Nassau-Saarbrücken" will dafür sorgen, daß Wilhelm Heinrichs Sohn Ludwig bald neben seinem Vater ruhen wird. Die Vorsitzenden Dr. Hans Stiff und Professor Ernst Klitscher, beide tragen Mundschutz gegen den Staub, leuchten die unterirdischen Kammern aus. Die Perücke des Fürsten ist noch zu erkennen, neben dem Sarg liegt ein abgebrochener Tragegriff. Die Luft unter der Schloßkirche ist dünn und stickig. Das bekommt auch Ministerpräsident Oskar Lafontaine zu spüren, sozusagen der Ehrengast an diesem Morgen. Auch er steigt hinunter zu Wilhelm Heinrich, den er später in einer kleinen Ansprache als "wichtigsten Fürsten des Hauses Nassau-Saarbrücken" bezeichnen wird. "Ihr Vorgänger im Amt", witzelt einer aus der Runde - ein Spaß, der dem Ministerpräsidenten nicht mißfällt. Ansonsten aber dreht sich alles ganz ernsthaft um die Geschichte des Landes. "Man kann alles nur aus der Zeit heraus begreifen", sagt Lafontaine, der die Entscheidung des Freundeskreises, Ludwig nach Saarbrücken zu holen, als "im Sinne der Geschichte richtig" bezeichnet. Der Freundeskreis, sagt Dr. Stiff, versteht seine Arbeit als einen Beitrag zur "Identität und zum Selbstverständnis des Landes".



Ortswechsel. Das vormalige Grab des Fürsten in Usingen bei Wiesbaden: *Das Usinger Schloß ist heute Gymnasium. Direkt daneben: das Gebäude der nassauischen Sparkasse. Usingens Hauptstraße ist viel befahren. Hier, in der Laurentiuskirche, lagen etwas mehr als 200 Jahre lang in einer Gruft die sterblichen Überreste des Fürsten Lud-*

wig von Nassau-Saarbrücken. Vorsitzender Hans Stiff weist in der Usinger Kirche darauf hin, daß auch schon Marianne von der Leyen und Erbprinz Heinrich ins Saarland zurückgeholt wurden. Und er erklärt das Ansinnen des Freundeskreises: zum Selbstverständnis und der Identität des Saarlandes wolle man beitragen.
Endlich die Überführung: Fünfzig Schülerinnen und Schüler der Grundschule Eschberg durften dem Fürsten ein selbstverfaßtes Lied singen: "Grüß Gott, verehrter Ludwig, nun bis Du wieder hier." Nach der Melodie von "Die Gedanken sind frei".

Das Feuilleton erinnerte daran, daß Ludwig vom Freiherrn von Knigge gelobt worden war, seines häuslichen Lebens und *pünktlicher Berufserfüllung wegen,* betonte aber auch: *Von zeitbedingten Irrtümern und Fehlentscheidungen war er selbstverständlich nicht frei. - Liebe zu einem Bauernmädchen.*
Nach der Überführung befanden sich die sterblichen Überreste des Fürsten zur Konservierung und zur Einbettung in einen neuen Zinksarg in der Uni Homburg. Derweil wurde das Grabmal des Fürsten Wilhelm Heinrich restauriert (1).

Dann, anstatt einer Begräbnisfeier, die feierliche Einweihung des Grabmals.

Glanzvoller Festakt in der Saarbrücker Schloßkirche. Ehrengäste waren Prinz Henri, Erbgroßherzog von Luxemburg, Erbgroßherzogin Maria Teresa, Herzog und Herzogin Decazes aus Bordeaux. Anwesend Vertreter des Landtages, des Militärs, des Klerus, der Universität, zahlreiche Honoratioren. Musik: Saarknappenchor. Und nochmals die Eschberger Kinder mit ihrem Lied. Die Rede des Ministerpräsidenten, er war unpäßlich, wurde von Wirtschaftsministerin Krajewski verlesen: *Meine Damen und Herren, wir lieben unsere in der Vergangenheit allzuoft und allzulange fremdbestimmte Heimat! Dieses Land, dem Perioden auferlegt waren, in denen Geschichte sehr viel mehr erlitten als mitgestaltend erlebt wurde.*

Nichtsdestoweniger hat sich in diesen Perioden an der Saar Jahrzehnt um Jahrzehnt jenes europäisch orientierte regionale Selbstbewußtsein ausgebildet, das sich in der zunehmenden Erinnerung an seine geschichtlichen Wurzeln längst zu dem verfestigt hat, was wir "saarländische Identität" nennen.

Unsere Hoffnungen und unsere Anstrengungen sind auf ein nationalstaatliche Barrieren überwindendes freundschaftliches Einvernehmen in der Großregion Saar-Lor-Lux, auf ein Europa der Regionen gerichtet. Das mit seiner europäischen Vergangenheit unauflöslich verbundene Land lehnt es entschieden ab, sich zum Gegenstand anachronistischer Denkspiele herabwürdigen zu lassen.

Dieses Land ist keine beliebige Verfügungsmasse! Die Saarländer wissen nur zu gut, daß das Land, im Zuge einer Länderneugliederung eingefügt in ein auf dem Reißbrett entworfenes, angeblich alle wirtschaftlichen und sozialen Probleme automatisch lösendes staatliches Kunstgebilde - die Saarländer wissen nur zu gut, daß ihr Land in einem derartigen Gebilde keine Zukunft hätte, daß es damit seine Individualität und seine Seele verlöre. Dazu wird es nicht kommen!!

Seht dieſen Baum, all' ihr Deſpoten!
Wir pflanzen unſern Rechten ihn;
Und in des Vaterlandes Boden
Soll er noch unſern Enkeln blühn.
Wir wollen ihn mit Mut beſchützen,
Bis die Gerechtigkeit geſiegt;
In ſeinem Schatten dann vergnügt
Am Abend unſeres Lebens ſitzen.
Wohlan! Die Wahl iſt leicht!
Nur Freiheit oder Tod!
Weh dem! Fluch dem!
Der je es wagt und unſrer Freiheit droht!

Friedrich Lehne, Lied freier Landleute
Nach der Melodie des Marsches der Marseiller
1793 entstanden in der Pfalz

(1) Warum denn nun Ludwig nicht, wie er sich das selbst gewünscht hatte, in der Ludwigskirche beigesetzt worden war, warum er zeitweilig im Grabmal seines Vaters unterkommen sollte, war der Saarbrücker Zeitung nicht zu entnehmen. Es lag daran: Der dortige Pfarrer hatte die Fürstengruft der Ludwigskirche zu seinem Weinkeller umgestaltet, er war nicht bereit, dieses rückgängig zu machen. Also entschloß man sich für die Schloßkirche, deren Gruft jedoch in den fünfziger Jahren mit Beton zugeschüttet worden war. Eine sündhaft teure Ultraschalluntersuchung des Fraunhofer-Instituts in Dresden wurde in Auftrag gegeben, ohne daß man ein Plätzchen fand für den Fürsten. Da erinnerte man sich, daß die Pläne der Gruft längst veröffentlicht waren, und das Problem war gelöst.

Von Null auf Tausend ...
"Die Saarbrückerinnen. FrauenSichtenGeschichte"

Von Hilde Hoherz

Das Projekt „Die Saarbrückerinnen. FrauenSichtenGeschichte" hat den Auftrag, die tausendjährige Geschichte der Saarbrückerinnen zu erforschen und auf verschiedenen Wegen zugänglich zu machen. Diese Arbeit ist im Oktober 1995 angelaufen und soll bis zum Jubiläumsjahr 1999 in verschiedenen Teilprojekten fortgesetzt werden. Bei diesem Gesamtvorhaben handelt es sich um ein Gemeinschaftsprojekt der Gleichstellungsstelle für Frauen, der Landeshauptstadt und der Frauenbibliothek mit dem Dokumentationszentrum Frauenforschung in Saarbrücken.
Nicht Ursache, aber Anlaß für dieses Vorhaben ist die Tatsache, daß sich die erste urkundliche Erwähnung Saarbrückens im Jahr 1999 zum 1000. Mal jährt. Damit anläßlich dieses Jubiläums nicht nur die Männergeschichte in mehr oder weniger traditioneller Weise aufgearbeitet und präsentiert wird, kommt es darauf an, auch den Saarbrückerinnen ihre Geschichte zugänglich zu machen.
Ein „Historischer Frauenstadtrundgang" und eine Ausstellung zur „Geschichte der Neuen Frauenbewegung" der 70er Jahre in Saarbrücken sollen einen 'populären' Zugang zur Geschichte der Saarbrückerinnen ermöglichen. Darüber hinaus werden ein „Historischer Frauenkalender" und ein Kunstkalender zum Thema „Künstlerinnen in Saarbrücken" erstellt.
Großes Gewicht liegt auf einer Buchveröffentlichung mit Beiträgen zur Geschichte der Saarbrückerinnen, die zum Jubiläumsjahr 1999 erscheinen wird.

Grundlagenforschung: Die schriftlichen Quellen

Das Interesse an der Regionalhistorischen Frauenforschung ist nicht erst durch das Jubiläumsjahr entstanden und wird auch kaum mit ihm aufhören. Wer sich bisher mit der Geschichte der Saarbrückerinnen befaßt hat, konnte aber kaum auf vorhandene Literatur oder sonstige Hilfsmittel zurückgreifen. Ein zweiter Schwerpunkt des Projektes „Die Saarbrückerinnen. FrauenSichtenGeschichte" ist es, diese Forschungssituation zu verbessern.
Im Teilprojekt „Grundlagenforschung" erarbeiten die Historikerin Hilde Hoherz und die Kunsthistorikerin Dr. Christel Brückner eine Datenbank und eine Materialsammlung, die schriftliche Quellen zum Thema leichter zugänglich machen sollen. Schriftliche Quellen sind zum einen das unveröffentlichte Material in Archiven und privaten Beständen. Aber auch bereits veröffentlichte Beiträge werden gesichtet und in einer Datenbank erfaßt.
Am ergiebigsten ist in dieser Hinsicht die 'graue' Literatur, die nichtwissenschaftlichen Veröffentlichungen. Hier sind es vor allem die Festschriften von einzelnen Vereinen wie dem Sportverein Saar 05, von Parteien wie der SPD in St. Johann oder von sozialen Einrichtungen wie dem Langwiedstift. Auch Pfarreien oder Schulen geben oft zu Jubiläumsjahren Broschüren oder ganze Bücher heraus. Diese enthalten meistens eine ganze Reihe von Detailinformationen über die Frauen, die hier aktiv waren.
Im Gegensatz dazu erweist sich die wissenschaftliche Literatur als weniger ergiebig. Eine Ausnahme sind die Beiträge aus der Regionalhistorischen Frauenforschung, die sich aber nur zum geringsten Teil auf die Stadt Saarbrücken beziehen.
Die Zahl der alten und neuen Veröffentlichungen zu verschiedenen Aspekten der Saarbrücker Stadtgeschichte ist recht groß. Die Ausbeute, die sie an Informationen über Frauen in dieser Stadt bieten, ist sehr klein. Selbst die Arbeiten, die sich den 'moderneren' Ansätzen der Sozial-, Alltags- oder Mentalitätsgeschichte verpflichtet fühlen, zeichnen sich oft dadurch aus, daß sie der Geschichte des 'kleinen Mannes' auf die Spur kommen wollen. Frauen werden im Sozialgefüge, im Alltag oder in der mentalen Struktur bestenfalls als 'Ausnahme' begriffen, meistens existieren sie aber gar nicht.

Die Literatur: Wo Bürger drauf steht, ist auch Bürger drin

Michael Jung[1] analysiert zum Beispiel den Vermögensstand der 'Bürger' im 18. Jahrhundert anhand der Einkommenschancen der Männer in den verschiedenen Berufszweigen. Die Frage nach dem Vermögensstand von Frauen - verheiratet oder

nicht verheiratet - wird nicht gestellt. Weder werden vorhandene Erwerbs- und Einkommenschancen von Frauen in die 'Wohlstandsanalyse' miteinbezogen, noch ihr eventuelles Nichtvorhandensein erwähnt oder gar begründet.

In dieser relativ neuen Monographie über das Bürgertum in Saarbrücken und St. Johann wird deutlich, daß nicht nur 'Bürger', sondern auch 'bürgerlich' und 'Bürgertum' keine geschlechtsneutralen Begriffe sind. Gemeint sind damit die männlichen Angehörigen dieser sozialen Schicht.

Jung bemüht sich in diversen Kapiteln um soziale Differenzierungen zwischen Männern: Rechtsstatus, berufliche Möglichkeiten, gesellschaftliches Ansehen oder die Repräsentanz in den städtischen Gremien werden zu Kriterien für Ungleichheit zwischen ihnen. Jede Nuance der Differenz unter Männern ist von Interesse, aber die grundsätzliche Hierarchie zwischen Männern und Frauen findet keine Erwähnung, geschweige denn die sozialen Unterschiede zwischen Frauen.

Die Strategien der Zünfte zur Beschränkung der männlichen Konkurrenz werden im Detail geschildert. Daß, wann, wie und warum die weibliche Konkurrenz aus den Zünften ausgeschaltet wurde, ist dem Autor nicht der Erörterung wert. Nicht nur die Kapitelüberschrift „Der Bürger als Zunftgenosse", sondern auch die darauf folgenden Ausführungen lassen darauf schließen, daß es sich um rein männliche Interessenverbände handelt. Trotzdem lassen Sätze wie „Trat jemand in die Bürgerschaft ein und wollte ein Gewerbe ausüben, so mußte er Mitglied einer Zunft werden"[2] mehr Fragen offen, als sie beantworten. Gehören Frauen nicht zur Bürgerschaft? Üben Frauen kein Gewerbe aus? Was ist mit den Händlerinnen, den Schneiderinnen, den Wäscherinnen oder Hebammen? Oder gibt es nach Geschlechtern getrennte Definitionen von 'Gewerbe' und 'Bürgerschaft', die verschwiegen werden?

Daß unter den „Herren Gerichte"[3] des Stadtgerichts keine Frauen vertreten sind, wird nicht gesagt, läßt sich aber annehmen. Gibt es dafür eine Rechtsgrundlage oder ist das einfach 'Usus'? Gesagt wird es nicht, aber die Lektüre impliziert, daß Frauen in bürgerlichen Familien deutlich weniger Rechte haben als deren Männer. Da diese Frauen zumindest nicht leibeigen[4] sein können, unterscheiden sie sich aber auch von anderen Frauen. Welchen Status hat eine 'Bürgerin'? Läßt sich überhaupt von 'Bürgerin' sprechen oder wie werden Frauen genannt, die dieser Schicht angehören?

Die Liste der Fragen ließe sich unbegrenzt fortsetzen. Wer die 'Bürgerinnen' als etwa den halben Teil des 'Bürgertums' begreift und sich für sie interessiert, ist nach dieser Lektüre genauso dumm wie vorher.

Jungs Arbeit ist in ihrer Männerzentriertheit keine Ausnahme. Michael Sander[5] z.B. schlüsselt seine biographischen Daten über die Mitglieder der Verfassungskommission nach dem Zweiten Weltkrieg unter verschiedensten Kriterien auf: Ausbildung, Berufsgruppe, Heimatort und Alter oder die Frage, ob sie während des Nationalsozialismus im Exil waren, sind ihm wichtig[6], nicht aber das Geschlecht dieser Mitglieder - und das, obwohl der Frauenmangel in diesem Gremium schon in der Nachkriegszeit als Problem gesehen wurde.

Edwin Dillmann[7] fragt in seinem Beitrag über

Aus: Saarbrücker Zeitung vom 5. 10. 1908

Verein für Frauenbestrebungen im Saargebiete.

Dienstag, den 6. Oktober, abends 8 Uhr, findet im Foyer des Saalbaues eine

Mitglieder-Versammlung

mit folgender Tagesordnung statt:

1. **Bericht über den Frauentag in Hamm.**
2. **Vortrag der Oberlehrerin Fräulein Zenker: Die nationalen Pflichten der Frau.**
3. **Mitteilungen.** G215c

Wir laden unsere Mitglieder zu recht zahlreicher Beteiligung ein Gäste willkommen.

Der Vorstand.

Quelle: Karl-August Schleiden u.a.: Saarbrücken. Stationen auf dem Weg zur Großstadt, Saarbrücken 1989

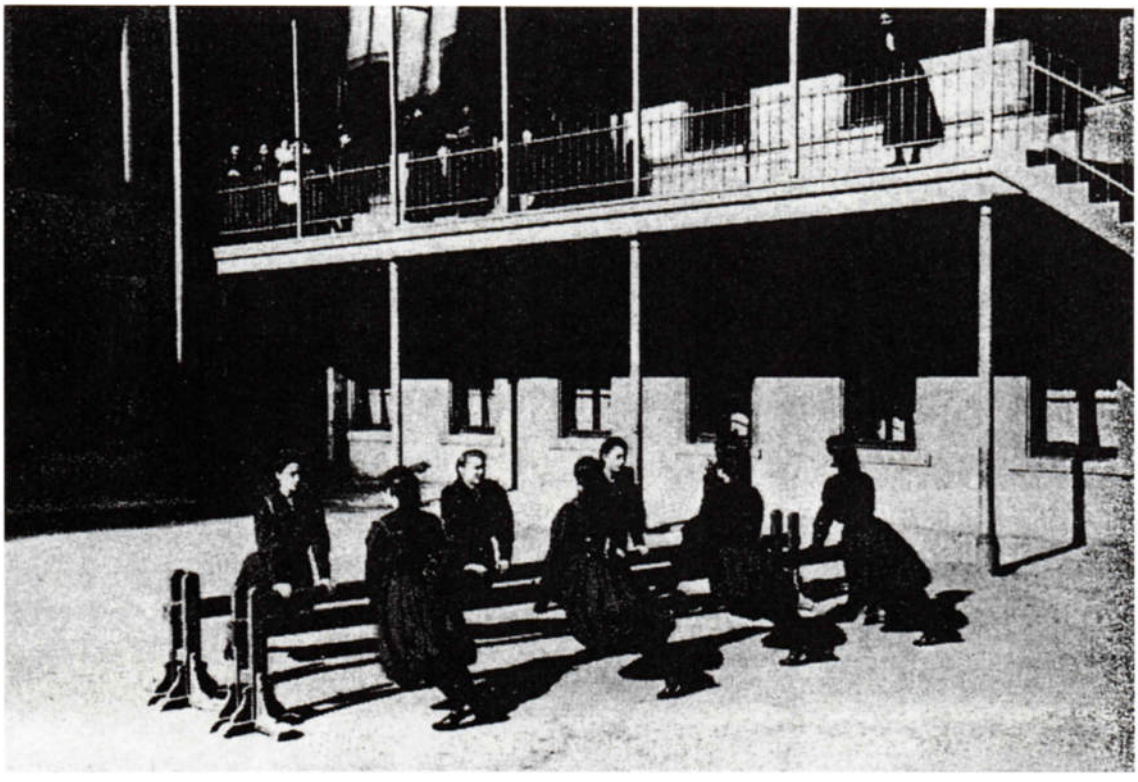
„Schulsystem und Schulalltag im 19. Jahrhundert" danach, wie sich „Kindheit und Jugend" unter dem Einfluß der Schule verändern, nach sozialer Herkunft und Qualifikation der 'Lehrer', nach der gesellschaftlichen Bedeutung der Ausdifferenzierung des Schulsystems[8]. Auf diese allgemeinen Fragen liefert er männerspezifische Antworten. Er schildert das Schultypensystem für das höhere Bildungswesen im 19. Jahrhundert mit all seinen Einrichtungen und schließt mit der Bemerkung: „Die Volksschule war vom Berechtigungssystem des höheren Schulwesens abgeschnitten. Sie berechtigte zu nichts"[9]. Die Tatsache, daß die männlichen Jugendlichen aus armen Familien keine höheren Bildungschancen haben, ist ihm eine kritische Bemerkung wert. Die Tatsache, daß Mädchen überhaupt keine höheren Bildungschancen haben, wird nicht erwähnt.

Es gibt im 19. Jahrhundert kein höheres Bildungswesen für Mädchen. Die sogenannten „höheren Töchterschulen" haben formal den Status von Mittelschulen, vermitteln eine gehobene Allgemeinbildung und berechtigen zu nichts. Die Frage nach den Auswirkungen der Ausdifferenzierung des Bildungssystems stellt sich nicht für „Kindheit und Jugend" allgemein, sondern nur für die männliche Jugend. Für die weibliche Jugend wird kein Bildungssystem ausdifferenziert. Qua gesellschaftlicher Definition haben Frauen im 19. Jahrhundert alle den gleichen Beruf - den der Hausfrau.

Für sie besteht in fast allen Berufen Ausbildungs- und Berufsverbot. Eine der wenigen Ausnahmen ist der Beruf der Lehrerin. Dieser unterscheidet sich aber wesentlich von dem des Lehrers. Was Dillmann über die soziale Herkunft der Volksschullehrer aus dem unteren Mittelstand ausführt, mag für die Lehrer stimmen[10]. Für die Lehrerinnen - die einen erheblichen Teil der Lehrkräfte ausmachen - gilt, daß sie aus dem eher gehobenen Mittelstand stammen[11].

Am Beispiel eines einzelnen, gut dokumentierten

Turnunterricht in der Auguste-Viktoria-Schule 1909. Quelle: Peter Bierbrauer / Geschichtswerkstatt Saarbrücken 1989 e.V. an der Volkshochschule Stadtverband Sarbrücken: Das gewöhnliche Leben. Zur Geschichte des Alltags in Saarbrücken.



Lehrerlebens, verspricht Dillmann „beispielhaft" Einblick in „Standeskultur, Selbstverständnis und soziale Stellung" des Lehrers im 19. Jahrhunderts zu geben[12]. Für Alltag und Lebenssituation einer Lehrerin ist dieser Fall nicht exemplarisch: Der Werktag der Lehrerin kann nicht „mit dem gemeinsamen Frühstück in der Familie"[13] beginnen, denn sie darf nicht verheiratet sein. Ehefrauen haben Berufsverbot. In welcher Form sie sich nach dem Abendessen der „Pflege der Geselligkeit"[14] widmen sollte, bleibt auch fraglich. Geselligkeit am Abend ist im 19. Jahrhundert Männersache. Wie eine nichtverheiratete, im Mittelpunkt des moralischen Interesses stehende Frau daran teilnehmen soll, müßte erklärt werden. Kritisch angemerkt wird, daß den Volksschullehrern die "volle professionelle Autonomie"[15] vorenthalten werde, weil die Gremien der kommunalen Schulverwaltung der Geistlichkeit und den akademisch Gebildeten vorbehalten bleiben. Gremien bleiben im 19. Jahrhundert aber auch generell den Männern vorbehalten und Frauen haben darin gar kein Vertretungsrecht[16].

Es ist natürlich legitim, Männergeschichte zu schreiben. Nur muß sie dann auch als solche bezeichnet werden. Wenn sich aus der Quellenlage ergibt, daß Fragen wie die obengenannten nicht beantwortet werden können, ist es auch angesagt, in der Quellenkritik darauf hinzuweisen. Allgemein formulierte Fragen sind auch allgemein zu beantworten - sonst ist das Thema verfehlt.

Unveröffentlichtes Material: Archivalische Quellen

Die Sichtung alter und neuer wissenschaftlicher Literatur zur Geschichte Saarbrückens macht einmal mehr deutlich, daß die herrschende Wissenschaft Männer für den Mittelpunkt der Welt hält, über die männliche Nasenspitze nicht hinausgucken kann und die Geschichte der Männer zur „allgemeinen Geschichte" erklärt. Diese Erkenntnis ist ebensowenig neu wie das Wissen um die Tatsache, daß sich das Abstraktionsvermögen in der Wissenschaft nicht von selbst oder durch Appelle erweitern wird. Gegenentwürfe tun not.

Das Projekt „Die Saarbrückerinnen. FrauenSichtenGeschichte" sieht sich im Kontext der Historischen Frauenforschung, die zu diesen Gegenentwürfen beiträgt. Auf der Suche nach den Frauen in „Tausend Jahren Saarbrücken" mußte bei null angefangen werden. Von Null auf Tausend geht nicht von heute auf morgen, und es ist klar, daß das nur ein Anfang sein kann.

Der aufwendigste Part bei der Sichtung schriftlichen Materials ist das Durchforsten der Archive. Hier wurde das Gewicht zeitlich auf das 19. und 20. Jahrhundert und räumlich auf die ehemaligen Saarstädte gelegt; die seit der Gebietsreform 1975 zum Stadtgebiet gehörenden Ortsteile können kaum berücksichtigt werden.

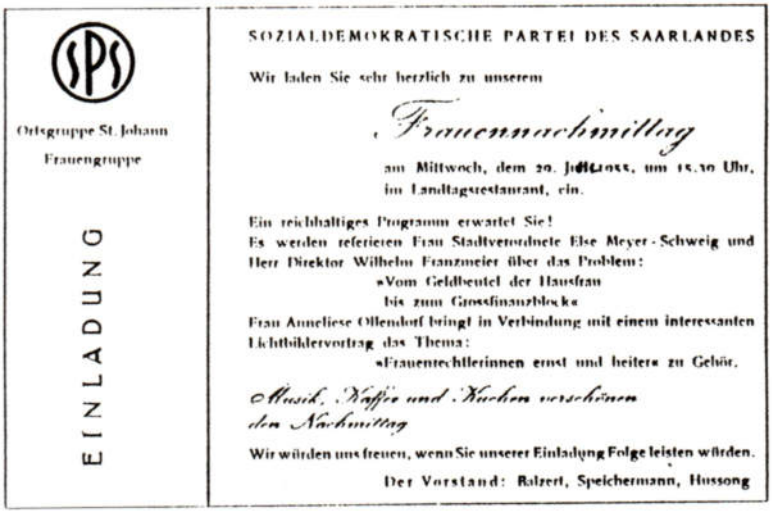
Systematisch sondiert und in einer Datenbank erfaßt wurden bisher die Findbücher der im Stadtarchiv befindlichen Bestände der drei Saarstädte „Alt-Saarbrücken", „St. Johann" und „Malstatt-Burbach" und der Bestand der „Großstadt" sowie der Bestand des „Landratsamts Saarbrücken" aus dem Landesarchiv.

Sie umfassen den Zeitraum vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Für die Nachkriegszeit sind Akten aus Beständen wie „Innen"-, „Justiz"- und „Kultusministerium" und aus dem Bestand „Staatskanzlei", vor allem die Akten des „Frauenamtes" der frühen 1950er Jahre aufgenommen. Aus der zeitlichen Schwerpunktsetzung heraus fallen Akten aus dem Bestand „Nassau-Saarbrücken", die sich vor allem auf die Fürstinnen des 18. Jahrhunderts beziehen.

Die Auswahl der Dokumente erfolgte anhand der Titel, die auf den Aktendeckeln angegeben sind. Erfahrungsgemäß halten diese Titel nicht immer was sie versprechen, bieten aber eine erste Orientierung. Etwa 2000 Akten sind bisher in der Datenbank erfaßt und über ein hierarchisches Schlagwortsystem abfragbar. Aufgezeichnet sind Bestand, Titel, Laufzeit und Lager-Nr. und bei einem kleinen aber wachsenden Teil auch eine knappe Inhaltsangabe.

Bei den fraglichen Dokumenten handelt es sich im Wesentlichen um den Schriftverkehr von Behörden; das heißt sie handeln von Angelegenheiten obrigkeitlichen Interesses, die auch die Bedingungen weiblicher Existenz bestimmen und prägen. Den allergrößten Anteil daran haben die Bedingungen der Arbeit, sowohl der Erwerbs- als auch der Versorgungsarbeit. Von daher machen auch die Akten zu den Hauptschlagworten „Beruf",

„Erwerb" und „Versorgungsarbeit" den größten Teil der bisher erfaßten Datensätze aus:
Unter dem Hauptschlagwort „Beruf" ist Erwerbstätigkeit von Frauen gefaßt, die eine Berufsausbildung voraussetzt. Das sind im 19. Jahrhundert die Lehrerinnen, um die Jahrhundertwende kommen die Frauen im Handwerk, in Büroberufen und im Handel dazu. Nach dem Ersten Weltkrieg werden Berufs- und Ausbildungsverbote für Frauen aufgehoben und das Spektrum der Frauenberufe diversifiziert sich deutlich.
Unter „Erwerb" sind Verdienstmöglichkeiten für Frauen gefaßt, die keine formale Ausbildung voraussetzen. Unter diesem Schlagwort finden sich



SPS

Ortsgruppe St. Johann
Frauengruppe

EINLADUNG

SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DES SAARLANDES

Wir laden Sie sehr herzlich zu unserem

Frauennachmittag

am Mittwoch, dem 29. Juli [illegible], um 15.30 Uhr, im Landtagsrestaurant, ein.

Ein reichhaltiges Programm erwartet Sie!
Es werden referieren Frau Stadtverordnete Else Meyer-Schweig und Herr Direktor Wilhelm Franzmeier über das Problem:
»Vom Geldbeutel der Hausfrau bis zum Grossfinanzblock«
Frau Anneliese Ollendorf bringt in Verbindung mit einem interessanten Lichtbildervortrag das Thema:
»Frauenrechtlerinnen ernst und heiter« zu Gehör.

Musik, Kaffee und Kuchen verschönen den Nachmittag

Wir würden uns freuen, wenn Sie unserer Einladung Folge leisten würden.

Der Vorstand: Balzert, Speichermann, Hussong

Quelle: Festschrift 1872-1992. 120 Jahre SPD in St. Johann. Eine Chronik durch bewegte Jahre. Saarbrücken 1992

am häufigsten Erwerbszweige wie die der Kellnerinnen, Arbeiterinnen oder Dienstmädchen.
„Versorgungsarbeit" beinhaltet den Haushaltsunterricht, der für Frauen und Mädchen in Schulen und Kursen organisiert wird, um sie auf den 'Natürlichen Frauenberuf' der Hausfrau vorzubereiten. Hier finden sich auch Kategorien, die sich auf Kinder beziehen und damit in die Mütterarbeit eingreifen wie die Schulpflicht oder Fürsorgeerziehung. Hygiene, Säuglingsfürsorge oder Schulgesundheit stehen im Zusammenhang mit den gesundheitspolitischen Zielen, in die die weibliche Versorgungsarbeit eingebunden werden soll.
Die Auswertung solcher archivalischer Quellen ermöglicht einen Einblick in die Sicht der Obrigkeiten: in ihre frauenpolitischen Ziele und in die Wege für deren Umsetzung.

„Erzählcafé": Die mündliche Überlieferung

Eine ganz andere Perspektive ist die persönliche Sicht der Frauen, die in dieser Stadt gelebt haben. Ihre Erinnerungen und Erzählungen sind für die Frauengeschichtsforschung Quellen von unersetzbarem Wert, wenn es darum geht, der 'Innenansicht', der subjektiven Einstellung zu dem Erlebten, näher zu kommen. Solche Erinnerungen können wie kaum eine andere Quelle dazu beitragen, Frauen als konkrete Personen und handelnde Subjekte in der Geschichte sichtbar zu machen. Im Teilprojekt „Erzählcafé" wurden Saarbrückerinnen nach ihrer eigenen Geschichte gefragt und ihre Erzählungen dokumentiert.
Die Politologin Christiane Geib hat mit 17 Saarbrückerinnen - das heißt mit Frauen, die einen großen Teil ihren Lebens in dieser Stadt verbracht haben - anhand eines Gesprächsleitfadens Interviews geführt.
Für die Saarregion besondere Ereignisse wie die beiden Saarabstimmungen 1935 und 1955 und die beiden Evakuierungen 1939 und 1944 wurden ebenso angesprochen wie die Erlebnisse während des Nationalsozialismus und während des Krieges. Die Älteste der Befragten war zum Zeitpunkt des Interviews 93, die Jüngste 65 Jahre alt. Der Familienstand der Gesprächspartnerinnen ist unterschiedlich, ihre soziale Herkunft breit gestreut. Sie haben zum Teil eine Berufsausbildung, deren Spektrum von der Schneiderin bis zur Akademikerin reicht. Manche sind immer erwerbstätig geblieben, andere gaben die Erwerbstätigkeit mit der Eheschließung auf. Einige haben ihr ganzes Leben in Saarbrücken verbracht, manche kamen erst nach

dem Krieg in die Stadt.

So vielfältig wie die Lebenssituationen, so vielfältig sind auch die Erinnerungen und Einschätzungen der eigenen Geschichte und Erfahrung. Die Haltung zum Nationalsozialismus reicht von voller Unterstützung über passives „Über sich Ergehen Lassen" bis hin zum offenen Widerstand mit dem Risiko der Verfolgung.

Die Kriegserlebnisse werden von allen als schlimm erinnert. Trotzdem ist ihre Bedeutung im Leben jeder einzelnen Befragten unterschiedlich. Was für die einen Verlust und Leid bedeutete, war für andere die Möglichkeit, ein von ihrem Zuhause unabhängigeres Leben aufzubauen. So boten zum Beispiel Evakuierung und „Landjahr" für viele zum ersten Mal die Möglichkeit, der vor allem für weibliche Jugendliche gegebenen familiären Enge zu entkommen und etwas zu „erleben", und werden von daher auch als durchaus positiv erinnert.

Einige der Frauen erlebten zwei Kriege, wobei der Zweite Weltkrieg bewußter erlebt und als einschneidender erfahren wurde. Bezüglich des Ersten Weltkriegs sind den meisten das Kriegsende und die unmittelbare Nachkriegszeit präsenter als die Kriegsereignisse selbst. Auch hier ist die Einschätzung unterschiedlich: Verbinden die einen damit hauptsächlich Hunger, Kälte und allgemeine Not, ist es für andere eine entscheidende Zeit für die Entwicklung ihres politischen Bewußtseins und ihres Selbstverständnisses als Frau.

Bei all diesen Unterschieden ist allen gemeinsam, daß sie der Familie einen zentralen Stellenwert in ihrem Leben beimessen. Alle erinnern das „Sich-Durchschlagen-Müssen" infolge der Kriegs- und Nachkriegssituation als harte Zeit und keine der Befragten sagt, es sei ein leichtes Leben gewesen.

Eine abschließende Auswertung dieser qualitativen Interviews war in der Kürze der Zeit nicht möglich. Das Teilprojekt „Erzählcafé" war auf zwei Jahre angelegt, konnte aber nach Ablauf des ersten Jahres nicht mehr fortgesetzt werden. Die Arbeitsplätze des Projektes „Die Saarbrückerinnen. FrauenSichtenGeschichte" konnten nur über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen eingerichtet werden und sind entsprechend prekär.

Die Tonbandaufzeichnungen der Interviews sind fast alle wortgetreu verschriftet und können eingesehen werden. Sie stehen für die Regionalhistorische Frauenforschung als erste Hilfsmittel ebenso zur Verfügung wie die Datenbank der „Grundlagenforschung". Ob und in welcher Form diese Arbeit nach Ablauf der Verträge fortgesetzt werden kann, ist offen. Nötig wäre sie auf jeden Fall: Von Null auf Tausend geht nicht von heute auf morgen und auch nicht in zwei Jahren mit drei Arbeitskräften.

Was aber geht, ist die Aufarbeitung zeitlich, räumlich und thematisch eingegrenzten Materials und der Aufbau einer Struktur, die gegebenenfalls noch weiter benutzt werden kann.

Wer dieses Material benutzen möchte, Anregungen oder Fragen hat oder im Besitz von Unterlagen ist, die Aufschluß über Saarbrücker Frauenleben geben können, wende sich bitte an:

Landeshauptstadt Saarbrücken, Gleichstellungsstelle für Frauen, Projekt "Die Saarbrückerinnen. FrauenSichtenGeschichte" Rathaus St. Johann, 66104 Saarbrücken; Telefon: Hilde Hoherz 0681/905-1312, Dr. Christel Brückner 0681/905-1362; Telefax: 0681/905-2044.

1 Jung, Michael: Zwischen Ackerbau und Fürstenhof. Saarbrücker und St. Johanner Bürgertum im 18. Jahrhundert, St. Ingbert 1994.

2 Jung, S. 180.

3 Jung, S. 128.

4 Jung, S. 108.

5 Vgl. Sander, Michael: Politiker an der Saar zwischen Frankreich und Deutschland; in: Von der 'Stunde 0' zum 'Tag X'. Das Saarland 1945-59, Saarbrücken 1990, S.105-120

6 Vgl. Sander, S. 114f.

7 Dillmann, Edwin: Schule des Lebens. Schulsystem und Schulalltag im 19. Jahrhundert; in: Industriekultur an der Saar. Leben und Arbeit in einer Industrieregion 1840-1914, hg. v. Richard van Dülmen, München 1989, S. 208-211

8 Dillmann, S. 208.

9 Dillmann, S. 210.

10 Vgl. Dillmann, S. 212.

11 Vgl. Hoherz, Hilde: Gute Hausfrauen für die Volkswirtschaft. Frauenarbeit im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert an Beispielen aus dem Kreis Saarlouis, St. Ingbert 1994, S. 103.

12 Dillmann, S. 214.

13 Dillmann, S. 215.

14 Dillmann, S. 215.

15 Vgl. Dillmann, S. 211.

16 Vgl. Hoherz, S. 40.

Bücher und Katzen.
Annäherung an den Bibliophilosophen Aloys Ohlmann

Von Hermann Gätje

"Marie hatte ihm Papier und Feder verschafft, nun saß er in seiner Kammer und zeichnete Stunde um Stunde, füllte die großen Bogen bald mit eilig gekritzelten, bald mit liebevoll zarten Figuren, ließ das überfüllte Bilderbuch seines Innern hinüberwandern aufs Papier." Bei dieser Stelle aus Hermann Hesses "Narziß und Goldmund" muß ich an die Ohlmanns denken, wenn Aloys Ohlmann die einfachen Kladden, die seine Frau Maria ihm besorgt hat, innerhalb kurzer Zeit in Text- und Bilderbücher verwandelt. Aloys Ohlmann ist in seiner künstlerischen Impulsivität und Spontaneität gewiß mit Hesses Goldmund verwandt, er ist kein 'kybernetischer' Künstler-Ingenieur, seine Kunst entspringt immer einem inneren Antrieb. Was in Kopf und Bauch rumort, das will heraus.

So vielschichtig wie das Innenleben und die Stimmungen stellt sich auch das Gesamtwerk von Aloys Ohlmann dar: es zeigt sich eine unendliche Arten- und Formenvielfalt, die sich jeder schematischen Einordnung entzieht. Würde man auch nur versuchen eine Ordnung zu bilden, so würde Ohlmann postwendend gegen sie verstoßen. In "Ismen" will er nicht eingeordnet werden. Er vergleicht sein Kunstschaffen mit einem Speiseplan, der ja auch je nach Appetit ganz unterschiedliche Gerichte enthält. Ziel der Kunst sei die Annäherung an das Leben, und dessen Vielfalt solle sich in der Formenvielfalt seiner Arbeit widerspiegeln.

Aloys Ohlmann wurde schon häufiger als Multimedia-Künstler tituliert, dies ist er wahrlich, allerdings nur im 'manufaktischen' Sinn. Virtuelle Realitäten, Medienkunst, Videoinstallationen, Computeranimationen sind ihm wesensfremd. Seine Kunst ist, um einen in der Musikszene geläufigen Begriff zu verwenden, 'unplugged' (= ohne elektronische Verstärkung). Hierbei sind sicherlich auch seine handwerklichen Wurzeln nicht ohne Bedeutung. 1938 in Baltersweiler bei St. Wendel geboren, wo er heute noch lebt, erlernte er erst im väterlichen Betrieb das Malerhandwerk, bevor er als Künstler entdeckt und ausgebildet wurde.

Was Bücher und Literatur angeht, so kann man Aloys Ohlmann unter zwei Aspekten betrachten: Zum einen hat er mit zahlreichen Schriftstellern zusammengearbeitet, gemeinsame Mappen und Bücher gemacht. Zum andern ist das Verfassen von Buchunikaten ein zentraler Bestandteil der Ohlmannschen Kunst. Gelegentlich arbeitet er hierbei auch mit anderen Künstlern zusammen, doch der überwiegende Teil besteht allein aus eigenen Texten und Bildern. Eine Hauptintention von Ohlmanns Arbeit mit Literatur ist, sie mit Bildender Kunst zu kombinieren, zu dialogisieren.

Das Spielerische ist ein wesentliches Element von Ohlmanns Schaffen und prägt auch sein Verhältnis zur Literatur. Einen großen Einfluß hatte auf ihn in dieser Hinsicht der freundschaftliche Kontakt zu dem Schriftsteller und Philosophen Max Bense. Ohlmanns gemeinsame Arbeiten mit Autoren gehen bis in die 68er Zeit zurück. In diese Phase fällt auch der Beginn von Ohlmanns zeitkritischem "Sich-Einbringen" mittels Mail-Art, an der auf internationaler Ebene zahlreiche Künstler kooperativ beteiligt sind. Postobjekte, etwa Postkarten sowie auch fiktive Briefmarken und Stempel, werden künstlerisch gestaltet und als politische "Statements", während des Postwegs nach außen sichtbar, an die Öffentlichkeit 'transportiert'.

Vor allem zu Beginn der siebziger Jahre entstanden einige gemeinsame Projekte mit dem Schriftsteller Theodor Weißenborn. Die Tendenz dieser Arbeiten war politisch-zeitkritischer Natur. Für Aloys Ohlmann spielte von Anfang an bei solcher Zusammenarbeit immer auch der Dialog, ja die Freundschaft der Künstler untereinander eine wesentliche Rolle. Projekte werden weniger professionell vorgeplant, sondern sie entstehen in einer gemeinsamen Dynamik. Aus einer Vielzahl von Büchern und Mappen auswählen und etwas genauer vorstellen möchte ich Arbeiten mit drei saarländischen Autoren: Werner Reinert, Bernd Philippi und Gerhard Tänzer. Diese stehen in einer gewissen Chronologie und repräsentieren sowohl bestimmte Schaffensphasen Ohlmanns als auch wesentliche Akzentsetzungen bei Projekten dieser Art.

Mit dem Saarbrücker Dichter Werner Reinert verband Ohlmann von den 70er Jahren bis zu Reinerts Tod 1987 eine langjährige intensive Freund-

schaft, die sowohl in gemeinsamen Büchern und Mappen wie auch Buchunikaten, Tagebüchern ihren Niederschlag findet. Vielleicht ist gerade diese Beziehung exemplarisch für Ohlmanns Credo der gegenseitig befruchtenden Zusammenarbeit. Beide waren charakterlich unterschiedlich veranlagt und gehörten verschiedenen Generationen an. Gemeinsam war ihnen jedoch der moralistische Ansatz. Werner Reinert (Jg. 1922), der im 2. Weltkrieg als Soldat schwer verletzt wurde, litt zeitlebens unter dem schrecklichen Kriegserlebnis, Ohlmann gehörte zur kritischen 68er Generation. Ebenso waren beide, was die künstlerische Arbeitsweise angeht, von einer ähnlichen Spontaneität. Die gemeinsamen Arbeiten sind vor allem Kunstwerke gegen Krieg und Gewalt. Mappen wie "Schrei Mensch schrei" (Edition Monika Beck, 1972) und "Soldatenlied" (Selbstverlag, 1977, Aufl. 30) sind zugleich eindrucksvolle Zeugnisse eines ästhetischen Zusammenwirkens von Bild und Text. "Soldatenlied" besteht aus einer Kassette mit fünf großformatigen Bütten, links ein Gedicht von Reinert, rechts eine Radierung von Ohlmann, alles in 'Druckerschwärze'. Ohlmann sieht schon im Verfahren der Kaltnadelradierung handwerklich gesehen eine gewisse 'Gewaltanwendung' impliziert. Die Gedichte sind aus Lettern der 'germanischen' Fraktur gesetzt. Form und Inhalt der Lyrik korrespondieren mit den Illustrationen: bedrohlich wirkenden Panzern und Kanonen oder schockierenden Bildern von Verstümmelten. Die Kassette ist militärisch feldgrünleinen und trägt das Titelblatt des deutschen Soldatenliederbuchs, welches, worauf Ohlmann hinweist, im zweiten Weltkrieg herausgebracht wurde und seinerzeit noch bei der Bundeswehr in Verwendung war.

Die Projekte mit Texten von Bernd Philippi ("Ermunterungen", Editions Voix Richard Meier, Metz 1984; "MärzWende", Mappe mit 4 Serigraphien von Aloys Ohlmann und 4 Textblättern von Bernd Philippi, Editions phi, Echternach/Luxemburg 1987) sind Beispiele für eine ganz anders geartete Stimmung. Die Bilder in diesen Arbeiten sind auch Ausdruck des Endes von Ohlmanns "schwarzer Phase", für die "Soldatenlied" ein prägnantes Beispiel ist. Bis Ende der 70er Jahre hat Ohlmann häufig mit dunklen Schwarzweiß-Schattierungen gearbeitet. Das Erlebnis der südfranzösischen Landschaft rief einen Wandel gewissermaßen zum Heitereren in ihm hervor. Den Begriff 'Wende' sieht er in diesem Zusammenhang doppeldeutig: Die politische 'Wende' in Deutschland hat bei ihm - er sagt: "Graad seläädS" - eine 'Wende' vom explizit politisch-zeitkritischen Schaffen hin zur reinen Kunst , zu L'art pour l'art bewirkt. "Ermunterungen" ist als Buch (Format ca. DIN A 5) in asiatischer Bindung erschienen. Durch Faltung werden aus vier Lithographien Ohlmanns acht. Die schwarze Grundstruktur der Zeichnungen wird nur durch die drei Grundfarben (rot, blau, gelb) ergänzt, jeweils variierend, wobei alle drei Farben nur in einer bzw. zwei Lithographien erscheinen. Die Zeichnungen erinnern in dieser Farbgebung und ihrer ungezwungenen Natürlichkeit an Kinderbücher. Die Einfachheit impliziert zugleich die Offenheit, die Freiheit, die Heiterkeit. Die kurzen, rhythmischen Prosatexte von Bernd Philippi korrelieren mit dieser Stimmung. Sie haben wortspielerische Elemente und erscheinen auf den ersten Blick in ihrer schlichten sprachlichen Form naiv, sind dahinter jedoch tiefgründig. Es sind assoziative, spontane Skizzen, immer in bezug auf den Titel "Ermunterungen, die Weite zu suchen": Weite auch im übertragenen Sinne, poetische Plädoyers gegen ein anonymes, eintöniges, materialistisches, normiertes Dasein. Die Texte erscheinen in Schreibmaschinentypensatz und werden in der Größe oder durch Hervorhebungen variiert; diese Form drückt Spontaneität und Authentizität aus.

1993 erschien das Buch "Sommerreise" (Editions Voix, Metz) , Format ca. DIN A 5, asiatische Bindung. Gedichte von Gerhard Tänzer, die Stationen einer sommerlichen Reise in Südfrankreich von Aigues Mortes bis Bordeaux beschreiben. In den Texten werden anhand der Orte sujektive Erinnerungen, Naturbeobachtungen, historische Begebenheiten subtil miteinander verknüpft. Die Texte sind in Deutsch und Französisch. So stehen die unterschiedlichen Melodien der Sprachen nebeneinander. Dazu hat Ohlmann Vignetten gezeichnet, diese sind kleinformatig, detailliert und reizen so zu einer genauen Beobachtung. Sie haben meist einen direkten Bezug zu den jeweiligen Texten. Auf Anregung Ohlmanns hat Tänzer am Beginn

des Buches alle Orte seiner Reise auf drei Seiten untereinander handschriftlich niedergeschrieben, im Stile der "Lauretanischen Litanei", einer litaneihaften Aufzählung und Anbetung von Heiligen in der katholischen Kirche. 1996 erschien "Sommerreise" nun als Leporello (Editions Voix, Metz), Seitenformat ca. 34x25 cm. Die Texte sind dieselben (allerdings fehlt die "Litanei"), hinzu kommt nun noch eine georgische Übersetzung, wobei besonders die malerischen Schriftzeichen in kalligraphischer Hinsicht eindrucksvoll sind. Die Dreisprachigkeit steht auch für die Drei-Städte-Partnerschaft Saarbrücken, Nantes, Tiblissi. Ohlmanns Vignetten sind bis auf einige kleinere Variationen geblieben, allerdings erscheinen sie nun größer, deutlicher und statt vormals in rot nun in braun.

Der Gesamteindruck dieser bibliophilen Ausgaben kann hier in der Beschreibung nur ansatzweise vermittelt werden. Texte und Bilder, Satz und Bindung, Papier: 'alles fließt', zusammen zu einem harmonierenden Kunstwerk. Mag die 'Lesemenge' auch relativ gering sein, in Texten wie auch Illustrationen läßt sich immer wieder Neues entdecken: in ihrem Zusammenspiel, ihren gegenseitigen Bezügen, ihrer Anordnung. Etwa in der "Sommerreise" ist es ein regelrechtes Spiel, die Gedichte in den Bildern 'zu suchen und zu finden' und umgekehrt. Die Bücher legen den Leser nicht fest, sie lassen ihm die Freiheit, auch ganz eigene Eindrücke zu entwickeln. Neben diesem inneren Prozeß der Rezeption kann jedoch auch schon das sinnliche Wahrnehmen der äußeren Form, das 'Betasten und Beschnuppern' des vorzüglichen Papiers, einen Kunstgenuß hervorrufen.

Ohlmann sieht diese bibliophilen Arbeiten als "kleine Kostbarkeiten" an, die für einen kleinen Interessiertenkreis (Auflage meist etwa 120 bis 150, signiert und numeriert) bestimmt sind. Von den aufwendigeren Mappen einmal abgesehen, kosten die Bücher etwa 50 bis 100 DM, liegen also in der Preislage eines Computerspiels. Sicher etwas teurer als ein Taschenbuch, sind sie aber etwas 'Echtes' zu einem erschwinglichen Preis. Analog dem Butter- bzw. Fleischberg habe sich, meint Ohlmann, in unserer Zeit ein Makulaturberg von Büchern entwickelt, die nachher ebenso massenhaft verramscht werden. Diesem will er mit seinen künstlerisch-idealistischen Buchprojekten entgegentreten. In den Künstlern und Verlegern Richard Meier (Editions Voix, Metz) und Francis van Maele (Editions phi, Echternach) hat er Partner gefunden, die seine Vorstellungen vom Büchermachen teilen. Dieses kooperativ-freundschaftliche Zusammenwirken bei der Entstehung soll auf den Verkauf übertragen werden. Die relativ kleine Auflage soll nach dem Schneeballsystem über Bekannte vertrieben werden. Ohlmann betont, über eine PR-Maschine verfüge man nicht und Gewinne könne und wolle man mit diesen Arbeiten eh nicht machen. Sein Ziel ist es, in der Regel jedes Jahr eine dieser bibliophilen Ausgaben zu veröffentlichen. Demnächst sollen bei Editions Voix zwei Bücher erscheinen, von Aloys Ohlmann herausgegeben: Das eine besteht aus Texten von Bernd Philippi in Deutsch/Französisch sowie Vignetten von Gabriele Eickhoff. Das andere verbindet Texte von Gerhard Stebner über eine Reise in Griechenland in Deutsch/Neugriechisch mit Bildhauerzeichnungen von Heinz Oliberius.

Aloys Ohlmanns zahlreiche Buchunikate stellen sich in der Ohlmann-typischen Formenvielfalt vor. Ständig und innerhalb kürzester Zeit entstehen neue. Eine unüberschaubare Vielzahl von Texten und Bildern findet sich in Kladden, Heften wie auch Zettelsammlungen in Zigarrenkisten, Leporellos, Collagen und vielem mehr. Thema ist so ziemlich alles, was Ohlmann berührt, u.a. Autobiographisches, Politisches, Reisen, Natur, tagebuchartige Aufzeichnungen. Es gibt Bücher mit realitätsbezogener politischer Satire und solche mit mytholgischen Themen. In ihrer Gesamtheit reflektieren diese Buchunikate die Vielseitigkeit und Spontaneität Ohlmanns in besonderer Weise. Einiges wurde als Kopierbuch in kleiner Auflage (20-50) veröffentlicht, doch ist dies nur ein ganz kleiner Bruchteil. Im Grunde genommen widerspricht eine Vervielfältigung ja schon dem eigentlichen Grundgedanken dieser Bücher. Ohlmann will mit diesen Arbeiten an die ursprüngliche Form des Buches als künstlerisches Ausdrucksmittel vor der Zeit des Buchdrucks, vor der industriellen Herstellung anknüpfen. Er denkt dabei etwa an die Papyrusrollen der Ägypter, Griechen und Römer oder die kunstvoll handgeschriebenen und mit Malereien ausgeschmückten Bücher des

Mittelalters. Sein 'Rohstoff' besteht allerdings nicht nur aus edlem Papier oder wertvollen Kladden, sondern auch aus Schulheften, Recyclingpapier etc. Zum einen, betont er, senke die Verwendung dieser alltäglichen Materialien die Hemmschwelle und begünstige damit die spontane Arbeitsweise. Zum andern ist auch die Umwandlung profaner Gegenstände (man denke etwa an die Mail-Art) in Kunstobjekte ein Moment des Ohlmannschen Schaffens.

Es wäre müßig zu versuchen, eine weitergehende, ordnende Charakterisierung der Buchunikate und ihrer Themen zu bilden. Eines der Motive, die immer wieder in Ohlmanns Schaffen und gerade in den Büchern in zahlreichen Variationen erscheinen, sei hier jedoch zum Schluß einmal stellvertretend hervorgehoben: die Katze, speziell die eigene: Lola. Die künstlerische Darstellung der Katze soll zugleich das mit ihr verbundene Wesenhafte ausdrücken. Für Ohlmann verkörpert dieses Tier Eleganz, Freiheit, Ungezwungenheit. Er kann da mit den alten Ägyptern fühlen, denen die Katze heilig war. Die schlechte Darstellung der Katze käme gewissermaßen einer Verletzung gleich.

Eines der Unikate über Lola, welches Sylvester 86/87 entstand, wurde als Kopierbuch herausgebracht, ergänzt durch einige ältere Zeichnungen und Texte von Max Bense und Bernd Philippi (Die Katze Lola, Albrecht/d. Reflection Press, Stuttgart 1987, Aufl.: 50). Auch in Ohlmanns literarischen Texten taucht die Katze immer wieder auf. Ein Beispiel:

Vertrauen

Gehst du
zur Lärche
wie ein Tischler
zur Fichte
wie ein Zimmerer
zur Tanne
wie der Weihnachtsmann
schenkt dir
die Katze
kein Vertrauen

Wer mehr wissen möchte, Interesse an einer Mappe oder einem Buch hat, kann sich 'vertrauensvoll' wenden an: Aloys Ohlmann (Tel. 06851/5667, 16-20 h); Editions Voix Richard Meier. 35, rue de la Victoire. F-57158 Montigny lès Metz; Editions phi. P.F. 66. L-6401 Echternach, e-mail: phi@innet.lu, http://www.buchhandel.de (Link im Verzeichnis "Verlage").

Aloys Ohlmann
Aus dem Zyklus „Maler und Modell“

1938 am 9.3. in Baltersweiler geboren
erlernt das Malerhandwerk beim Vater,
wird Lehrling, Innungsbester, Geselle

1960 Meister der Staatlichen
Meisterschule Saarbrücken

1957 Zeitgleiches Studium der Bildhauerei bei Prof. Theo Siegle, danach zwei Semester Grundlehre bei Prof. Oskar Holweck, anschließend Studium der Malerei bei Prof. Boris Kleint - Ernennung zum MeisterschülerStudium der Kunstgeschichte bei Prof. Schmoll genannt Eisenwerth, bei Prof. Dr. Volkelt und Prof. Dr. Fidder, Weiterstudium in Stuttgart am Wehlte-Institut sowie an der Höfa und der Kunstakademie bei Prof. Appelhans

1963 Studium der Pädagogik und der Fächer Kunst- und Werkerziehung im Saarland, Lehraufträge an der Meisterschule Saarbrücken, an der Werkkunstschule Saarbrükken und an der Universität des Saarlandes

Seit 1965 beamteter Kunst- und Werkerzieher an saarländischen Schulen

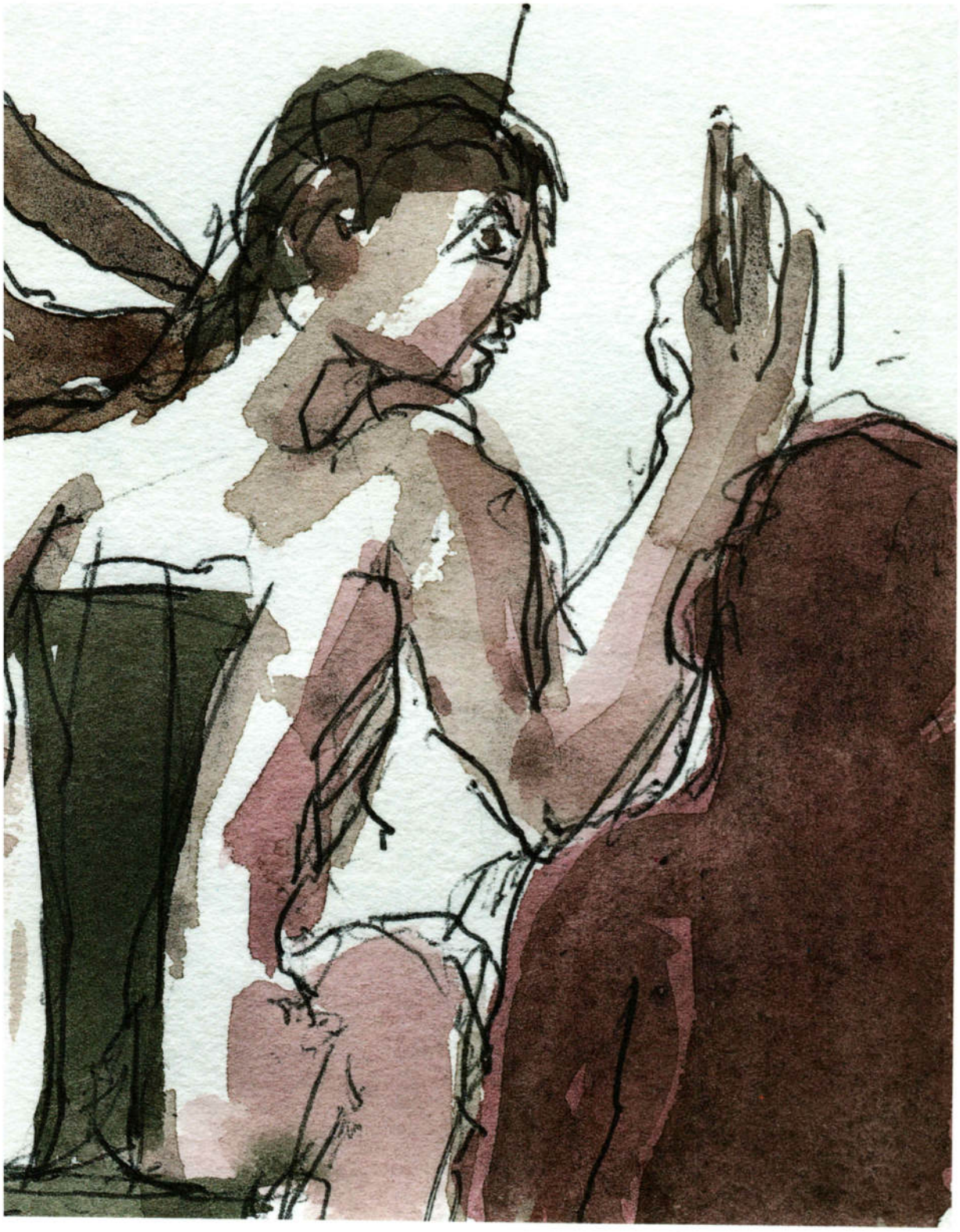
Jerg-Ratgeb-Kunstpreis, Stuttgart,
und Kunstpreis der Stadt Beaucaire,

in zahlreichen öffentlichen und
privaten Sammlungen vertreten,

Mitglied des
Saarländischen Künstlerbundes
und der Gruppe 7.

7
8
95
A

01 / jan / 97

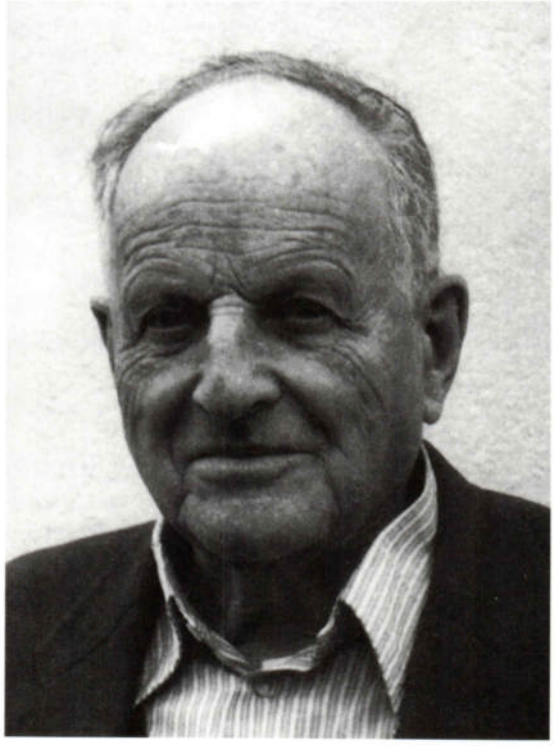


07/08/95

Hans Bernhard Schiff

Am 10. September 1996 ist Hans Bernhard Schiff verstorben. Jemand hat ihn einmal den "Saarbrücker Goncourt" genannt, was seine Rolle in der saarländischen und Saarbrücker Kulturwelt ziemlich treffend charakterisiert: Er war hier in ähnlich vielfältiger Weise, wie die Brüder Goncourt seinerzeit im kulturellen Paris 'anwesend' waren, seit den Nachkriegsjahren als Schriftsteller, Kritiker, engagierter Zeitgenosse und Zeitzeuge präsent. Hans Bernhard Schiff, 1915 in Berlin geboren, war in Frankreich im Exil und nahm am Krieg als Dolmetscher bei der US-amerikanischen und der französischen Armee teil. Von 1947 bis 1956 war er als einer der Männer der ersten Stunde bei Radio Saarbrücken (später Saarländischer Rundfunk): erst Übersetzer, ab 1948 Leiter der literarischen Abteilung. Ebenso war er 1950 maßgeblich beteiligt an der Gründung des Bundes föderalistischer Autoren (heutiger VS Saar) und lange Jahre dessen Vorsitzender. In beiden Funktionen pflegte er Kontakte und Freundschaften zu zahlreichen Schriftstellern und setzte sich für sie ein, u.a. Herbert Mailänder, Werner Reinert und Anton Betzner. Schon früh erkannte er das große Talent und die Bedeutung von Johannes Kühn.

Als Schriftsteller war Hans Bernhard Schiff in nahezu allen literarischen Gattungen zu Hause: er schrieb u.a. Erzählungen, Lyrik, Dramatisches, Essays. Eine starke Neigung zum Philosophischen war ihm eigen. Diese tritt vor allem in den nichtbelletristischen Texten hervor, die ein Spektrum von Großessays – etwa *Die Rothaarigen* (1960) oder *Transitiv - Intransitiv* (unveröffentlicht) – bis hin zu Aphorismen – vgl. *Das sicherste Versteck ist die Öffentlichkeit.* Aphorismen (1992) – ausfüllen. Doch auch das dichterische Werk ist deutlich davon geprägt. Über seine Erzählungen (z.B.: *Odysseus auf dem Jahrmarkt.* Neunzehn Erzählungen. 1995) sagte H. B. Schiff bezeichnenderweise einmal, daß sie im Grunde längere Aphorismen seien. Besonders das Nachdenken über das Verhältnis Mensch-Natur bzw. Geistes- und Naturwissenschaften nimmt eine zentrale Rolle in seinem Werk ein. In zahlreichen Texten, vor allem in der Lyrik, liegt ein Hauptakzent auf der literarischen Darstellung des 'Einsseins' von Mensch und Natur. Dies ist auch als Appell gegen Krieg und Umweltzerstörung gemeint und drückt sich schon in den Titeln einiger Gedichtsammlungen aus: *Gerecht ist die Erde* (1963); *Erde wo ich lebe* (1977); *Liebeslied an die Erde.* Hans Bernhard Schiff liest Gedichte (CD, 1995).



Wer ihn gekannt oder auf der einen oder anderen Lesung erlebt hat, weiß: Hans Bernhard Schiff war nicht nur ein 'Schreiber', sondern auch ein 'Erzähler' im wörtlichen Sinn. Er hatte seine eigene Art des Vortrags, von lakonischem Humor, manchmal leicht schnoddrig. Es war immer ein Erlebnis, wenn er in dem ihm eigenen 'sound' Begebenheiten aus seinem Leben erzählt hat. Der hier abgedruckte Text "Berliner Ballade" aus dem Jahre 1970 bringt, so glaube ich, diesen Plauderton besonders lebendig ins Bewußtsein zurück. Er gehört zu seinen "lyrischen Essays" und vereinigt anschaulich viele Akzente seines Schaffen: Das Lyrische, das Erzählende, das Essayistische, das Philosophische, das Politische, das Historische, das Autobiographische. Es ist ein humorvoller und zugleich nachdenklicher Text, der von der Stimmung des Erinnerns getragen ist; und so soll er auch beim Leser die Erinnerung an Hans Bernhard Schiff wach werden lassen.

Hermann Gätje

Berliner Ballade 1970

Von Hans Bernhard Schiff

Gehen wir in die Steinzeit zurück:
Wem gehörte damals Berlin?
Erraten: damals existierte Berlin noch nicht,
was der Welt viel Aufregung und Diplomatie ersparte
– nur die Havelseen breiteten sich aus,
die Spree war mehr oder weniger ein Sumpf,
der Kurfürstendamm noch nicht gepflastert
(es hatte noch gar keine Kurfürsten gegeben,
die Leute waren wirklich noch weit zurück),
auch Demonstrationen gab es noch nicht,
mangels Pflastersteinen.
Damals – wie heute – gehörte sehr viel Phantasie dazu,
zu glauben, daß jemals eine Mauer mitten durch Berlin gehen würde –
damals schien über der Stelle, wo heute Berlin steht,
eine blasse Eiszeitsonne
und nur die Wolken wanderten zum andern Ufer des Sees
und wieder zurück
– es war alles sehr still, damals.

Aber auch damals schon war die Gegend zweigeteilt:
in die Welt, wie sie ist, und in die Welt, wie sie sein sollte –
und in den Sümpfen quakten die Frösche die Zukunft voraus:
eine herrliche Zukunft für die, die gerade an der Macht sind,
Frösche sind sehr obrigkeitsfreudig und linientreu,
ihre Demoskopie funktioniert glänzend.
In den folgenden Zeiten bekam Berlin dann allmählich ein Gesicht:
es wurde gegründet, die Einwohner vermehrten sich,
Neukölln kam dazu, der Große Kurfürst, der Alte Fritz,
die Reichsgründung, die historische Wissenschaft, die den Staat untermauert,
die deutsche Bürokratie preußischer Nation
(ein Ausfuhrartikel, vor allem nach Amerika).
Bismarck hatte hier seine Kontroverse mit Kaiser Wilhelm II.,
der, wie er später im Exil bewies,
Holz hacken konnte, daß die Späne flogen.
In den Vororten konnten Familien Kaffee kochen,
und die Weimarer Republik gab auf den Bühnen Berlins ihr Gastspiel.
(Das Stück war gut, aber die Spieler nahmen ihre Rollen zu ernst,
sie waren in der Kunst der Intrige und Niedertracht noch zu ungeübt –
einige von ihnen liebten sogar das Volk, die Menschen,
aber das Stück verlangte ganz andere Eigenschaften.)
Auch Hitler beehrte die Stadt mit seinen Taten und mit seinem Tod
– er hinterließ einiges, das weggeräumt werden müßte,
aber trotzdem ein unvergeßlicher Mann,
die beste Imitation des Mimen Charlie Chaplin.
Aber werden wir nicht sentimental –
nichts haßt der Berliner mehr als Sentimentalität.
Die Stadt ist immer noch auf Sumpf gebaut:
wenn man das weiß, gibt man sich keinen Illusionen hin
und macht keine Pläne für das Jahr 2000.

Aber auch das ist Berlin: das kleine bucklige Mädchen aus Polen,*
das die Menschen liebte, das die Arbeiter liebte,
das die Menschen haßten (vielleicht weil sie bucklig war
und trotzdem den Anspruch erhob, ein wirklicher Mensch zu sein),
das die Arbeiter nicht haßten, ganz im Gegenteil:
denn sie spürten ihre Leidenschaft für die Gerechtigkeit –
für die Wahrheit und die Gerechtigkeit des Menschen,
die man nicht Gott in die Hände spielt, sondern selbst zu verwirklichen versucht.
Ihre stillste Stunde nach einem sehr bewegten Leben:
mit offenen Augen, über sich nichts als den Himmel,
nichts als die großblättrigen Zweige der Kastanien
am Ufer des Kanals,
unter sich das Wasser, die Erde, die ihr nichts geschenkt hatte
(und wie die Erde, so die Menschen, ihre Geschöpfe),
auf den schmutzigen Wassern des Kanals, während die Glocken
den Sonntag einläuteten –
träumend von einem leichteren Tod,
träumend von einem Leben, das die Frucht eines glücklichen Todes in sich trägt.

In der Nähe des Kanals stand unser Haus –
aber kein Schild ist an ihm befestigt mit der Aufschrift:
HIER WURDE DER BERÜHMTE DICHTER DER BERLINER BALLADE GEBOREN
denn das Haus, an dem es angebracht werden könnte,
existiert nicht mehr.
Begreifst du nun, worauf ich hinaus will:
man soll nie nur in einer einzigen Richtung denken.

Eines Tages wird man vielleicht wieder durch die Straßen Berlins gehen können,
ohne an eine Mauer, ein Zeughaus, ein Kriegerdenkmal zu stoßen,
leicht und kühl wird die Luft sein wie ein Schluck frischen Wassers,
und die Menschen werden wieder wissen, daß das Leben schön ist, trotz allem,
und sie werden dieses Wissen nicht mit jedem teilen,
und nicht jedem sagen, es sei wie ein Lied, sorglos und heiter,
von dem man jeden einzelnen Ton vergessen hat –
man weiß nur noch, daß unser Glück und unsere Jugend daran hing.
Vielleicht wandern dann wieder Schafherden vom Lützowplatz zum Alexanderplatz,
ohne sich zu beeilen,
ohne zu wissen, daß diese Plätze einst so hießen,
und auch die Erde wird wieder glücklich sein
an manchen Tagen: ohne uns, ohne neuralgische Punkte
– seit langem schon ohne uns,
so leid es uns tut.

*Rosa Luxemburg (red. Anm.)

Wer Riesen wecken will, darf selbst nicht schlafen
Zu Samuel J. Fleiners Klangspaziergang: „Der Riese schläft nur"

Von Stefan Fricke

Einst als Menetekel urbaner Architektur gebrandmarkt, erfreuen sich stillgelegte Industrieanlagen gegenwärtig vielseitiger Beliebtheit. Diverse Zechen in Ruhrgebietsstädten, der Gasometer in Oberhausen oder - als renommiertestes Regionalbeispiel - die Völklinger Hütte sind Orte etlicher kultureller Projekte, die nicht nur das Objekt als existente Großfläche nutzen, sondern gelegentlich auch die Geschichte desselben. Das unverhoffte Interesse an ehemaligen Stätten proletarischer Wirklichkeiten, über die der Bürger bis vor einigen Jahren noch meist die Nase rümpfte, geht wohl einher mit der Aura des Exotischen, die heute die letztlebenden Industrieschwerstarbeiter in der Bundesrepublik begleitet. Mit dem Schwinden ihrer Kaste besinnt sich die Öffentlichkeit nun auf die bourgeois belächelten Produktionskästen. Die Rettung vor dem Abriß, die Pflege der Gebäude sowie die geschichtliche Aufarbeitung des proletarischen Alltags weisen hierbei ähnliche Züge auf, wie die unverhoffte Fürsorge, die den wenigen übriggebliebenen Eingeborenen am Amazonas gezollt wird. Sollte irgendwann die große Schar von Hungerleidenden vom Aussterben bedroht sein, wird sich sicher auch ein Kuratorium zur Erhaltung residualer Hungersnöte formieren.

Gegen die Instandhaltung des industriellen (Welt-) Kulturerbes und gegen die neuartigen Raumbenutzungen ist dennoch nichts einzuwenden, schon aus ökonomischer Perspektive nicht, erstaunlich aber ist die verspätete Solidarität, die den Objekten - und nicht den Menschen (!) - in Zeiten ihrer baulichen wie sozialen Fermentation bezeugt wird.

Als Luigi Nono oder Hans Werner Henze ihre Kompositionen - Nono mit „La fabbrica illuminata" (1964), Henze und andere mit der szenischen Kantate „Streik bei Mannesmann" (1974/75) - mit Arbeitern an deren Arbeitsstätten produziert und aufgeführt haben, in denen die Produktionsbedingungen und -umgebungen aufs intensivste akustisch erforscht und thematisiert sind, lösten sie damit weniger Interesse für die proletarische Arbeitswelt aus, als es heute die brachliegenden Industriearchitekturen vermögen. Es scheint, daß das Museale und jenes, dem der geschichtliche Bann baldigst oktroyiert wird, zur postumen Aus-

einandersetzung, die keine Konfrontation mehr kennt und ihrer Widersprüche beraubt ist, geradezu einlädt, nun vor Ort Kultur- und Kunstprojekte zu inszenieren.

So geschieht es auch in Völklingen, nicht nur mit dem Festival „Schichtwechsel", das wohl den lockeren Übergang von der strapaziösen Arbeits- zur deliziösen Kulturwelt anzeigen mag, sondern auch mit einem Hörspiel, das der Saarländische Rundfunk 1996 produziert hat und das für DM 15,- (!) auf zwei CDs erhältlich ist. „Der Riese schläft nur" nennt der Autor Samuel J. Fleiner (Langenfeld/Baden) seinen Klangspaziergang durch die alte Völklinger Eisenhütte. Man kann sich das akustische Resultat der Klangarchäologie, die der in solchen Performances nicht unerfahrene Fleiner vorgenommen hat, als ein hörbares Buch vorstellen: ein akustisches Panorama, das gleichermaßen aktuelle wie historische Informationen sowie einige maschinelle Geräusche und karge akustische Environments integriert. Diese Umsetzung ist Fleiner einerseits gelungen und andererseits auch nicht.

Von einem akustischen Bilderbuch ist es nämlich weit entfernt. Die benutzten Klangmaterialien sind nur wenige und dienen lediglich der (zumeist kurzzeitigen) Untermalung, sind allenfalls knapp bemessene Kostümmusik. Im Klang können sich die Hörer nicht verlieren, niemals nimmt er die Dimensionen an, die die Arbeitenden tage- und nächtelang begleitet haben. Die Maschinengeräusche sind kaschiert, sie tönen moderat und haben alles an einstiger Bedrohlichkeit oder eventueller Gewohnheit und Geborgenheit eingebüßt. Solches aber müßte man bei einem „Klangspaziergang" zeigen, hörbar machen, um dem Arbeitsprozeß historisch, das meint hier akustisch, gerecht zu werden. Auch die denkbare Alternative oder Ergänzung hierzu, die Gebäude und Maschinen durch künstlerische Evokationen neu zu beleben, ihnen durch Schlagwerker Rhythmen und Sounds abzugewinnen, hat Fleiner nicht genutzt. Bei rund 157.000 DM Produktionskosten, die für das Projekt veranschlagt waren, zu dem allerdings auch eine zweiwöchige Live-Begehungsmöglichkeit (14.-27. August 1995) gehörte, hätte das durchaus möglich sein sollen. Ein Hörspiel mag man das Ergebnis kaum nennen wollen; ein Feature, eine Reportage ist aus den Materialien geworden, sehr textlastig, mit einigen dramaturgischen und produktionstechnischen Mängeln (etwa beim Schnitt). Dennoch besitzt das Endprodukt durch die zusammengestellten Informationen von Fleiner, die Einbindung der Aussagen von ehemaligen Arbeitern, einiges an Wert. Das von Christian Brückner gelesene, von Fleiner kompilierte „Völklinger Hüttenalphabet" (CD 2) enthält so in etwa alles, was man über ein stillgelegtes Industrieobjekt wissen möchte oder gar sollte. Nur ein Hörspiel oder Hörbilderbuch ist die Produktion eben nicht, sondern eher ein akustisches Behelfsmittel für diejenigen unter uns, die nicht mehr so gut lesen können. Für die aber mag es sich lohnen, auch wenn der Riese sich so nicht wecken läßt

Die Literatur in den Zeiten der Heimatliebe

Günter Scholdt: Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsaß seit 1871. Gollenstein, Blieskastel 1996.

Der Blieskasteler Gollenstein-Verlag hat verschiedene Aufsätze und Artikel des Saarbrücker Literaturwissenschaftlers Günter Scholdt zu einem Buch in fünf Teilen zusammengefaßt. Im ersten Teil setzt Scholdt sich unter anderem kritisch ab von einer Veröffentlichung des Rezensenten, in der dieser sich über das Phantom einer saarländischen Literaturgeschichte mokiert hatte. Trotz gegensätzlicher Ansichten in diesem Punkt verfolgt der Rezensent die Bemühungen Scholdts um die regionale Literatur mit wohlwollendem Interesse.

Zunächst versucht der Autor uns davon zu überzeugen, daß sein Vorhaben, Literatur unter regionalem Aspekt zu untersuchen, nicht nur legitim, sondern auch sinnvoll ist. Er setzt allgemeine Skepsis voraus, weil der Gegenstand „Heimatliteratur" vielen, offenbar vor allem seinen Kollegen aus dem Wissenschaftsbetrieb, als minderwertig gilt. Demgegenüber argumentiert Scholdt wie folgt:

Selbst wenn es so wäre, daß in unserer Region nur wenig Literatur von hohem literarischem Rang vorzufinden sei, bliebe der Rest immer noch interessant als Ausdruck regionaler Mentalität. In dieser Funktion ersetzen die literarischen Werke die oft fehlenden Chroniken und Quellenbestände. Doch selbst wo diese vorhanden sind, ist das belletristische Werk ihnen vorzuziehen, da es größere Anschaulichkeit besitzt. Aber die größere Anschaulichkeit der belletristischen Texte hat auch ihre Kehrseite: die Gefahr tendenziöser Darstellung. Demgegenüber muß man jedoch bedenken, daß der Umgang mit tendenziösen Darstellungen für den Historiker die Regel ist. Die Betonung der landeskundlichen Bedeutung der Literatur könnte nun den Eindruck erwecken, als würden die Werke in ihrem ästhetischen Eigenwert verkannt. Aber ist Gebrauchsliteratur nicht auch Literatur? Dennoch soll die Philologie hier nicht zur Hilfswissenschaft der Landeskunde degradiert werden, einen ästhetischen Rabatt für Heimatliteratur darf es nicht geben. Und wenn man nun feststellt, daß das Gros der Literatur ohne diesen Rabatt nicht auskommt, so bewahrt diese Erkenntnis doch wenigstens vor lokalpatriotischen Fehleinschätzungen. Wobei man jedoch fragen muß, ob diese ästhetische Minderbewertung tatsächlich der Überprüfung standhält. Bei einer systematischen Überprüfung könnte natürlich herauskommen, daß es hierzulande tatsächlich nicht viele herausragende Literaten gibt. Dafür gibt es aber eine recht anspruchsvolle zweite Garde... Und so weiter und so fort.

Wer so jesuitisch argumentiert, macht den arglosen Leser erst mißtrauisch - überflüssigerweise. Denn wer wollte bestreiten, daß es grundsätzlich zulässig ist, Literatur unter regionalem Aspekt zu betrachten? Die Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes nach rein äußerlichen Kriterien kann literaturwissenschaftlich durchaus fruchtbar sein. So wie man sich alle Unterhaltungsromane eines bestimmten Jahrgangs vorknöpfen kann oder alle Gedichte, die eine gegebene Zeilenzahl nicht überschreiten, oder meinetwegen alle Dramen mit rothaarigen Helden, so kann man natürlich auch die Literatur einer Region ausgrenzen und einer gesonderten Betrachtung unterziehen. All das ist erlaubt und vielleicht sogar sinnvoll, solange man die methodischen Vorgaben unter Kontrolle behält und keine unzulässigen Schlüsse zieht.

Im zweiten Teil stellt Günter Scholdt „Vergessene Autoren und Werke der Region" vor: zehn Stück, meistens Prosa, wenig neue Forschungsergebnisse, für den Laien aber durchaus interessant. Allerdings kein Lor, kein Lux, nur Saar. Darunter Anton Betzner mit „Basalt". Dabei spielt der Roman nicht in einem saarländischen, sondern in einem „Modelldorf" (Scholdt). Sein Autor wohnte aber nach dem Zweiten Weltkrieg eine Zeitlang im Saarland, und das Buch wurde „möglicherweise in Saarbrücken abgeschlossen". So wird man also zum Gegenstand regionaler Literaturgeschichte?

Im dritten Teil offeriert Scholdt einen Strauß Gegenwartsgedichte: ebenfalls zehn Stück, alles von Saarländern und Saarländerinnen (wenn man den in

Berlin geborenen Hans Bernhard Schiff oder den in München zur Welt gekommenen Hans Arnfrid Astel dazurechnen darf), die Auswahl sehr subjektiv, ohne Berührungsängste vor Gewinnern des Mundartwettbewerbs der Saarlandwelle oder aber auch Gerhard Bungert. Äußerst anregend.

Im vierten Teil des Buches untersucht Scholdt zwei „Themen der Grenze", zuerst das Thema „Liebe als Landesverrat". Zu Recht vermutet er, daß, wie in der Antike, so auch in der Neuzeit in unserer Region, politische Rivalität sich auch als erotische Rivalität niedergeschlagen hat. Er verfolgt das Thema von der Reichslandzeit bis zur Gegenwart, und zwar anhand sowohl deutsch- wie französischsprachiger Literatur, die entweder aus Lothringen, dem Elsaß und dem Saarland stammt oder sich mit den hiesigen Verhältnissen auseinandersetzt. Ergebnis: Solange Feindschaft herrscht, wird es ungern gesehen, wenn die Frauen sich für Sexualpartner von der anderen Seite entscheiden; in Zeiten der Verständigung ist das weniger der Fall. Scholdt weiß selber, daß dieses Ergebnis nicht überrascht.

Bei der zweiten thematischen Untersuchung, die dem „Trauma Verdun" gilt, kommt man wieder in den Bereich methodischer Unschärfen. Zwar, Verdun ist eine Stadt in Lothringen und liegt damit im Bereich einer regional zentrierten Betrachtungsweise von Welt und Literatur; die Schlacht von Verdun aber ist (und hier beginnt die Anwendung dieser Kategorien schon makaber zu werden) ein Ereignis von „überregionaler" Bedeutung. Literarisch verarbeitet wird es sowohl von „überregionalen" wie von „regionalen" Autoren. Also zitiert Scholdt einerseits Autoren wie Kurt Tucholsky und Werner Beumelburg. Einfach drangehängt werden dann die „Autoren der Grenze", darunter Ludwig Harig mit „Ordnung ist das ganze Leben". Dabei weiß Scholdt an anderer Stelle des Buches sehr wohl, daß dieser Roman „nicht nur der Regionalliteratur , sondern wegen seiner übergreifenden Thematik auch anderen Klassifikationen zugeordnet werden sollte".

Dieses Zitat stammt aus dem fünften und letzten Teil des Buches, in dem der Verfasser noch einmal sein wissenschaftliches Besteck sortiert. Hier wird klar: Ob ein Autor aus Sulzbach stammt und über Sulzbach schreibt oder ob er nicht aus Sulzbach stammt und nie über Sulzbach schreibt - der Methode Dr. Scholdt kann sich keiner entziehen. Denn im Mikrokosmos ist der Makrokosmos enthalten, und für den Literaturwissenschaftler können „die Räume gar nicht klein genug sein", und in gewissem Sinne „gibt es überhaupt keine Autoren ohne Regionalbezug". Hat Scholdt zu Anfang noch darum gerungen, daß seine Methode überhaupt für zulässig erkannt werde, so verleiht er ihr am Ende quasi universellen Rang - jetzt sollen sich erst mal die andern rechtfertigen, die Literatur immer noch im Makro-Zusammenhang betrachten wollen.

Ganz zum Schluß wird es besonders spannend, wenn Scholdt sich an die Untersuchung des Verhältnisses von Heimatliteratur und Drittem Reich macht; denn diese Literatur steht ja generell unter dem Verdacht der Nähe zum Nationalsozialismus. Doch hier zeigt der Literaturwissenschaftler seine Fähigkeiten zur differenzierenden Interpretation. Lisbet Dills Roman „Wir von der Saar", schreibt er, instrumentalisiere das Heimatgefühl zwar tagespolitisch, die Fabel erschöpfe sich aber keineswegs in solchen Propagandatendenzen. Johannes Kirschwengs Roman „Der Neffe des Marschalls" opfere zwar zuweilen einem fatalen Zeitgeist, transportiere aber auch manche ideologische Konterbande. In Alfred Pettos Erzählung „Jeden holt es heim" werde zwar das Heimische als absoluter Wert und das Fremde als Bedrohung dargestellt, aber wo das Überschreiten der Grenze auch nur bis nach Lothringen bereits ein gewisses Gruseln hervorrufe, da fänden Hitlersche Annexionspläne fremder Länder keine literarische Legitimierung.

Nun steht nicht nur die Heimatliteratur unter ideologischem Verdacht, sondern auch die regionale Literaturgeschichtsschreibung, seit ein gewisser Josef Nadler schon zu Beginn des Jahrhunderts eine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" herausgebracht hat, deren vierte

Auflage in den 30er Jahren den Titel „Literaturgeschichte des deutschen Volkes" bekam. Scholdts These von der wesensmäßigen Unvereinbarkeit von Heimatliteratur und Nazi-Ideologie vermag ich nicht zu folgen, allein schon, weil sie voraussetzt, diese Ideologie sei ein widerspruchsfreies Gedankensystem gewesen. Dennoch, die Schwä-che von Scholdts Ansatz erwächst nicht aus ideologischer Voreingenommenheit, sondern aus der Absicht, seinen wissenschaftlichen Gegenstand um jeden Preis wichtigzumachen. Dabei schießt er in seinem Eifer, die Regionalliteratur zu rehabilitieren, gelegentlich über das Ziel hinaus.

Scholdt hat sich wie kein zweiter den Tiefen und Untiefen einer zum großen Teil mißachteten Literatur ausgesetzt. Als Nutznießer seines Engagements, seines enormen Lesefleißes und seines Bemühens um Unvoreingenommenheit werden wir auf vergessene Autoren und Bücher aufmerksam gemacht, die wichtig sind zum Verständnis unserer Regionalgeschichte. Den lebenden Schriftstellern empfiehlt Scholdt sich als ein wohlwollender publizistischer Begleiter, wie ihn der Saarbrücker Unibetrieb bisher nicht hervorgebracht hat. Bei aller Kritik darf man nicht vergessen, daß dies kein wissenschaftliches Fachbuch ist. Grundlage war eine Serie in der „Saarbrücker Zeitung" über vergessene Autoren, die auf Anregung von Verleger Alfred Diwersy zum Buch ausgebaut wurde durch Auffüllen mit andernorts bereits Publiziertem und mit eigens für diesen Zweck Geschriebenem. Der entstandene Band ist nicht aus einem Guß, Wissenschaftliches mischt sich mit Journalistischem, es kommt gelegentlich zu Überschneidungen zwischen den einzelnen Fertigteilen, der Titel ist zu akademisch geraten und auch zu anspruchsvoll, denn die Saar ist überproportional berücksichtigt.

Rainer Petto

Die Leiden des jungen Schöber

Manfred Römbell: Rotstraßenende. Roman. Mit einem Nachwort von K. A. Schleiden. Gollenstein Verlag, Blieskastel 1996. 264 S.

Andreas Schöber ist wieder da! Mit dem Roman „Rotstraßenende" hat Manfred Römbell nun sein Bildstock-Triptychon vollendet. Im Mittelpunkt steht wie in „Rotstraßenzeit" (1989) und „Rotstraßenträume" (1993) der empfindsame Andreas Schöber aus Bildstock, Römbells literarisches Alter ego. Geschildert wird jetzt Andreas' Leben 'von zwanzig bis dreißig' vor dem Hintergrund der Jahre 1964 bis 1970.

Andreas, vorwiegend mit sich selbst beschäftigt, ist von dem Wunsch besessen, Künstler respektive Maler zu werden, obwohl oder gerade weil 'in seinem Elternhaus keine Gainsboroughs hingen'. Nachdem seine Freundin Eva ihn verlassen hat, beschließt er in seinem Weltschmerz, den bürgerlichen Beruf als Rechtspfleger aufzugeben und endlich, wie schon langersehnt, auf die Werkkunstschule zu gehen. Dort „scheitert" er allerdings, eine Buchhändlerlehre bricht er ab, um dann wieder in seinen Rechtspflegerberuf zurückzukehren, der ihn nach wie vor anödet. Besonders die ersten hundert Seiten des Romans sind garniert mit zahlreichen Einschüben, die refrainartig wiederkehren und mit immer gleichen Worten gebetsmühlenhaft Andreas' Leiden wegen Eva und des geplatzten Künstlertraums beklagen. Neben diesen Ergüssen im übertragenen Sinn finden sich auch welche in gegenständlicher Form: Zahlreiche detaillierte, ausladende sexuelle Szenen. Nachdem Andreas Moni kennengelernt hat, verbessert sich seine Situation. Sie ist zwar im Gegensatz zu Eva äußerlich nicht so sein Typ, teilt allerdings ebenso wie diese nicht Andreas' Liebe zu Kunst und Literatur („sie las die 'Brigitte', er las die Briefe von Flaubert„ S. 151). Aber in der Not... außerdem klappts nach anfänglichen Schwierigkeiten auch im Bett bzw. im Auto. Andreas will nun Schriftsteller werden und schreibt und schreibt ... 'Jahre des Werdens, Jahre der Wahne'... dann sendet er seinen Text „Gesamtdeutsche Gespräche" an den SR und der Literaturredakteur Arved Zabel (Wer ist da bloß gemeint?) nimmt den Text für eine Rundfunkproduk-

tion an. Dieser „Durchbruch" als Schriftsteller wird nun seitenweise zelebriert. Der Roman endet mit dem Tod des Vaters, an dessen Krankenbett Andreas noch einmal Vergangenes Revue passieren läßt. Andreas verläßt nun Bildstock.

Im Epilog steht die Hoffnung auf ein besseres Deutschland, die sich in Willy Brandts Kniefall im Warschauer Ghetto versinnbildlicht. Überhaupt versucht Römbell hier wie in den beiden anderen Romanen der Trilogie Alltag und Privates mit Zeitgeschichte erzählerisch zu verknüpfen. Dies wirkt mitunter sehr starr: Zeitgeschehen wird wie aus dem Geschichtsbuch repetiert und nach bekannten Mustern kommentiert. Man spürt häufig, daß Akzentuierung der politischen Ereignisse und die Kommentare der heutigen Sichtweise entspringen. Es mangelt an Gleichzeitigkeit und somit Authentizität, kaum ein origineller neuer Gedanke wird hier geäußert, dafür simple Klischees und einseitige Typenbilder, wie z.B. über deutsche Touristen in Italien: „.... und die deutschen Seppls mit ihren Shorts und kurzen Hosen und Sandalen und mit den Wabbelbäuchen, ..." (113). Soll das etwa ironisch oder satirisch sein? Ich finde überhaupt, daß der Roman von der ersten bis zur letzten Seite humorlos ist. Der Erzähler hat kein bißchen Distanz zur Hauptfigur, keinerlei Selbstironie, alles wirkt typenhaft und bierernst. Gerade dies synonymisiert doch auch jenes „typisch deutsch„ was der Autor ständig anprangert. Wenn denn einmal eine ironische Wendung kommt, wirkt sie gewollt und unangebracht.

Andreas' Psychologie ist von einer merkwürdigen Dialektik „durchdrungen„ um ein vom Autor favorisiertes Wort zu benutzen. Einerseits fühlt er sich überlegen, will Künstler sein, weidet sich in Einzelgänger- und Außenseitertum, andererseits hat er Minderwertigkeitskomplexe, klagt über „Ausgeschlossenheit„ will den Erfolg und die Anerkennung. Besonders evident wird dies nach der Annahme der „Gesamtdeutschen Gespräche„: „Andreas war am Rundfunk jetzt so etwas wie eine kleine Berühmtheit geworden, auf die man aufmerksam wurde. Und wie gut tat dies Andreas, wie erfüllte ihn dieses Wissen mit Stolz, es war Balsam für die Seele, Balsam für alle Erniedrigungen und Beleidigungen, für alles Scheitern und Aufgeben, für alles Mißlingen, es war Auftrieb für sein Selbstbewußtsein, das ja nie so stark gewesen war." (208)

Die sexuellen Szenen sind nicht der Obszönität wegen zu kritisieren, sondern weil ihre detaillierte Beschreibung – mit der sprachlichen Geschmeidigkeit einer Gebrauchsanweisung – reiner Selbstzweck, also überflüssig ist. In der naturalistischen Ausführung findet sich (im Gegensatz zu Henry Miller oder Bukowski) kein poetischer Gehalt oder sinnhafter Bezug zum Gesamtgeschehen, noch hat das Ganze irgendeinen erotischen Reiz.

In der Erzählstruktur fehlt dem Text der Faden, der die Episoden zu einem homogenen Ganzen verknüpft. Mitunter erscheint der Roman wie Patchwork ohne inneren Zusammenhang. In der Akzentuierung des Erzählten herrscht eine starke Disproportionalität. Während ein nebensächlicher Geschlechtsverkehr ausführlichst beschrieben wird, werden die Beziehungen Andreas' zu Wolfgang, Moni oder anderen Freunden sowie zu Familienmitgliedern überhaupt nicht auserzählt. Die Schlußszene am Bett des sterbenden Vaters hätte ausgebaut werden können, auch wirkt sie aufgesetzt und hastig im Vergleich zur vorhergehenden ausladenden Beschäftigung mit der Rundfunksendung. Ständige Redundanzen, besonders in der Schilderung von Andreas' Innenleben, langweilen und unterbrechen die Handlungsfolge.

Römbell hat schon weitaus bessere Texte geschrieben. Einiges seiner Lyrik und Kurzprosa zeichnet sich gerade durch die treffende Prägnanz aus, die diesem Roman völlig abgeht. Was die 'literarische Großform' angeht, so fällt „Rotstraßenende" im Vergleich zu den beiden vorhergehenden Romanen stark ab. „Rotstraßenzeit" hat zwar Schwächen und Längen, ist aber konsequent-chronologisch erzählt und eine recht authentische, minutiöse Beschreibung der Nachkriegsjahre in Bildstock und in seiner schlichten Menschlichkeit stellenweise beeindruckend. In „Rotstraßenträume" finden sich noch einige

originelle Passagen dieser Art, aber mit der zunehmenden Penetranz der Selbstverliebtheit von Andreas wird der Roman schwächer und verliert auch seine erzählerische Linie. Bei „Rotstraßenende" wird nun diese Fixierung auf das Ego des Protagonisten vollends dominant.

Hermann Gätje

Humor ist, wenn man trotzdem lacht

Detlef Schönauer: Zoff am Zapphahn, Neues aus Jacques' Bistro, Lehnert Verlag, Reihe: Das Saarland erzählt

Aus dem Umschlagtext (Kommentare dazu kursiv):
Detlef Schönauer ist der bekannteste saarländische Kabarettist *(na ja, was ist wohl die Berufsbezeichnung von Gert Dudenhöffer?)*, einer der besten im süddeutschen Raum *(wie, ist die Szene schon so auf den Hund gekommen? Polt, Jonas, Richling, Lach und Schieß, wo seid Ihr?)*. Er beobachtet mit scharfen Augen *(da hätte man vielleicht doch ein anderes Photo für den Umschlag auswählen sollen!)* die Szene *(Hey, welche? Ich fühle mich gänzlich unbeobachtet.)*, das saarländische Weltbild *(von der Saar bis an die Oster, von der Prims bis an die Blies)*, deckt auf unterhaltsame Weise die Eigenarten und Schwächen der Menschen im Lande auf, auch die Strukturen in Kultur, Wirtschaft und Politik *(Wie, seit wann gibt es da Struktur?). Das alles, ohne* zu verletzen *(Ach, deshalb lobt ihn die Saarbrücker Zeitung über den grünen Klee)*.

In Hunderten von Sendungen des Saarländischen Rundfunks *(Ja, haben die denn nichts Besseres zu tun?)* hat Detlef Schönauer in den letzten Jahren als Kneipenwirt Jacques auf SR1 in seinem "Jacques Bistro" Schmunzel-Kabarett über den Äther geschickt. Er "parliert dabei die deutsche Sprach' mit einer 'errlische französische *Accent" (Stopp! Mir kommt der Dibbellabbes hoch!)* und bringt Saartirisches *(Ist zwar geklaut, bleibt aber im gleichen Verlag.)* aus dem Alltag.

Reinhard Wilhelm

Ein Luderleben in Saarbrücken

Walter E. Schäfer (Hg.): Unter Räubern. Johann Michael Moscherosch „Soldatenleben". G. Braun Verlag Karlsruhe 1996, 160 S.

Moscherosch? Ein paar Insider werden sich sicher an ihn erinnern. Irgendwo einsortiert zwischen Barockzeitalter, 30-jährigem Krieg und Simplizius Simplizissimus von Grimmelshausen. Daß dieser Moscherosch - immerhin einer der wichtigsten deutschsprachigen Barockdichter - einen Teil seines Lebens ganz in unserer Nähe als Amtmann im lothringischen Fénétrange/Finstingen zugebracht hat, wissen allerdings die wenigsten.
Es war deshalb eine gute Idee des Literaturwissenschaftlers und Moscherosch-Fachmannes Walter E. Schäfer, Johann Michael Moscherosch dem literarisch interessierten Publikum im allgemeinen und dem aus unserer Region im besonderen mit einer neusprachlichen Bearbeitung in Erinnerung zu rufen.
Im Grunde ist das mit alten Texten ja genauso wie mit alten Burgen, Kirchen und neuerdings auch Industriedenkmälern: Sie müssen erhalten, gepflegt und natürlich auch zugänglich und erreichbar sein. Geschieht das nicht, sind sie schnell vergessen und verloren. Aus den Augen, aus dem Sinn. Und mit ihnen ein Stück unserer Vergangenheit, unserer Wurzeln und unserer Geschichte. Und noch aus einem anderen Grund müssen wir die Zeugnisse unserer Vergangenheit erhalten: Durch sie verstehen wir letztlich auch uns und unsere Gegenwart besser. Wer weiß, wo er herkommt, weiß auch, wer er ist.
Natürlich werden die professionellen Denkmalpfleger der literaturwissenschaftlichen Zunft über den neuen Moscherosch-Auswahlband die Nase rümp-

fen. Und sie haben ja Recht. Schäfer, der Herausgeber, hat Moscheroschs ursprünglichen Text, die 1642 in Straßburg erschienenen „Wunderlichen und wahrhafftigen Gesichte Philanders von Sittewalt", nicht unbedingt nach den Grundsätzen und Regeln der klassischen Textwissenschaft behandelt. Er hat ihn rabiat gekürzt, zahlreiche fremdsprachliche Passagen eingedeutscht, eigenmächtig Zwischentitel eingeschoben. Kurz, er zeigt nur einen Teil des Ganzen und auch den noch erheblich gerupft und gezauselt. Der gewöhnliche Leser und Literaturfreund jedoch, der von textphilologischen Skrupeln unbelastet ist, wird sich allerdings daran nicht allzu sehr stören. Schäfers Moscherosch-Bearbeitung ermöglicht es ihm, eines „der wichtigsten Werke der Barockliteratur", wie es im Klappentext heißt, in einer leicht lesbaren und benutzerfreundlichen Fassung kennenzulernen. Und genau das zählt für ihn.

Wovon handelt nun dieser Barockroman bzw. der Teil, den Schäfer in seiner Auswahlausgabe präsentiert? Eine Bande entlaufener Soldaten zieht während des dreißigjährigen Krieges plündernd und mordend in Lothringen und dem heutigen Saarland umher. Auch Philander, Moscheroschs Hauptfigur und alter Ego, gerät in die Gewalt dieser Räuberbande, die Moscherosch ironisch „Gesellschaft Mosel-Saar" nennt. Sie operiert von verschiedenen Stützpunkten aus, u.a. dem „alten Städtchen mit einem Schloß" (S. 25), Saarbrücken. Philander macht, zuerst als Gefangener, dann als Spießgeselle, die Raubzüge der Bande mit. Er nimmt als Zeuge und Mittäter an den Plünderungen, den grausamen Folterungen der Gefangenen, aber auch den ausufernden Freß- und Saufgelagen teil. Im Kapitel „ein Luderleben in Saarbrücken" (S. 25) werden diese Gelage ausführlich beschrieben. Der Aktionsradius der Bande reicht von Metz bis in die elsässische Tiefebene, von Trier und dem heutigen Saarland bis in die Vogesen. Neben dem besagten „alten Städtchen mit Schloß", Saarbrücken, sind Orte des Geschehens u.a. die Dagsburg bzw. Dabo in den Vogesen, die Burg Wasigenstein, die Hünenburg bei Lützelstein, Bitsch, Weißenburg/Wissembourg und Finstingen, heute Fénétrange, das kleine lothringische Städtchen an der oberen Saar, das Moscheroschs Amtssitz zwischen 1636 und 1642 war.

Zu den Erzählungen über die Räuberbande und ihr Treiben kommen ausführliche Debatten über Themen, die damals wohl bei den Gebildeten in Mode waren, z.B., wer das Schwarzpulver und den Buchdruck erfunden hat und umfangreiche Schilderungen von Gerichtsverhandlungen, die von „Helden" und „Räten" altdeutscher Tugenden abgehalten werden. Außerdem diverse Gedichte, z.B. über die „lautere Wahrheit" (S. 143 - 147) und den rechtschaffenen Soldaten (S. 115 - 116), ein zehn Seiten langes Lexikon des Rotwelschen, der damaligen Gaunersprache, und zahlreiche Tanz- und Trinklieder. Eines davon, das Lied „auf die löbliche Gesellschaft Mosel-Saar" wurde übrigens später in die berühmte Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" von Achim von Arnim und Clemens Brentano aufgenommen.

Kuriosität am Rande: In dieser wahrlich barocken Fülle und Vielfalt findet sich auch die Beschreibung eines Überfalls auf den Amtmann von Finstingen, also eines Überfalls, den Moscherosch quasi auf sich selbst verübte: „Sofort waren wir zu Pferd und hinausgeritten, da sah und erkannte ich erst, daß ich auf meinem eigenen Mist war - in Finstingen nämlich - und gewiß in dieser verhängnisvollen Lage einem meiner Bekannten auch gegen meinen Willen Leid zufügen müßte, wie es dann auch geschehen ist...Der gute schwarze Amtmann ackerte das Feld mit zwei Knechten. Er hatte drei Schildwachen aufgestellt, die auf Bäumen saßen, und sieben Musketiere zur Sicherheit bei sich...In dieser Weise hatte er etliche Jahre lang unter Lebensgefahr sich selbst und seinen Kindern das Brot dem Acker unter Sorgen und Schweiß abringen müssen...Sobald dann die Reiter merkten, daß die Schildwachen unaufmerksam waren, wischten sie wie ein Blitz aus dem Wald hervor und auf die Pferde des Amtmanns los, bevor man es recht bemerkte...Der Amtmann selbst wurde in seiner andersartigen Kleidung zu seinem Glück von uns nicht erkannt. Sonst hätte man ihn ganz bestimmt allein gefangen genommen und so wie es verabredet war, in

Stücke gehauen."(S. 35-36)
Genau so überbordernd wie der Inhalt des Moscherosch-Romans ist sein Druck: Immer wieder wechseln Schrifttypen und Schriftgrößen, einzelne Passagen sind bewußt verstümmelt gesetzt, um z.B. eine verwitterte Inschrift nachzuahmen, ausufernde Randnotizen begleiten den Text.
Auch wenn in der gekürzten und geglätteten Fassung Schäfers viel von der Originalfassung verloren gegangen ist, vermittelt sie immer noch einen nachhaltigen Eindruck von der wahrhaft barocken Fülle und Verspieltheit des Originals. Moscheroschs Roman ist nicht nur eine bunt-bizarre Geschichtensammlung über die schlimmen Zeiten des 3ojährigen Krieges, sie ist auch eine großangelegte Zeitsatire. Mal humorvoll, meistens jedoch voller Ironie und Bitterkeit beschreibt Moscherosch das Treiben der entfesselten Soldateska, die Verrohung des Adels, den Niedergang der höfischen Welt, die Schwäche des Kaisers und die Leiden der einfachen Bevölkerung.
Natürlich darf man an einen Text aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht dieselben Ansprüche und Erwartungen wie an einen modernen Roman stellen. Moscheroschs Erzählungen sind, vergleicht man sie mit der erzählerischen Raffinesse heutiger Prosa, von eher rustikal-einfachem Zuschnitt. Sicher nicht ganz zu Unrecht wurde der Roman deshalb von Fachleuten gelegentlich als „formlos und ohne Komposition" charakterisiert. Auch Moscheroschs Sprache wirkt, von heute aus betrachtet, oft reichlich hölzern, derb und manieriert.
Dennoch ist Schäfers Moscherosch-Kurzfassung für die meisten Leser sicher eine interessante Lektüre. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sie ihnen eine nicht alltägliche Reise in die Vergangenheit beschert, eine Reise in eine längst vergangene Sprach- und Literaturepoche und in ein längst vergangenes Kapitel der Geschichte.
A propos Reise. Schäfers Moscherosch-Auswahlband enthält zahlreiche Bilder, Stiche, Drucke und Zeichnungen, u. a. von Finstingen an der lothringischen Saar, Moscheroschs alter Wirkungsstätte. Das macht Appetit auf mehr. Moscherosch-Leser sollten sich einen Besuch des liebenswert-verschlafenen Nestes mit viel alter Bausubstanz, wenn auch leider mit nur noch wenigen sichtbaren Spuren Moscheroschs, nicht entgehen lassen.

Dietmar Schmitz

"Hier ist es wundervoll"

Alfred Diwersy: Steine an der Grenze. Die Skulpturenlandschaft im Saargau. Gollenstein Verlag, Blieskastel 1996.

Der saarländische Bildhauer Paul Schneider, seit Ende der 70er Jahre Bürger Merzigs, hatte während einer Wanderung auf den Merziger Höhen, nahe des Dreiländerecks die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland kreuzend, eine Idee: „Steine an der Grenze", ein internationales Bildhauersymposion. Bildhauer aus verschiedenen Ländern sollten nach Merzig eingeladen werden, um gemeinsam über die motivische Verbindung von Landschaft und Grenze zu arbeiten, zu diskutieren und natürlich auch zu feiern. Paul Schneider: „Der Bogen des Begriffs 'Grenze' spannt sich weit. Vom Geographischen über das Politische bis hin zum Philosophischen; und hier, wo der Abstand von Skulptur zu Skulptur in Sichtverbindung bleibt, kann man sie durch unsichtbare Kraftlinien in einen Zusammenhang bringen..." (S. 13).

Nachdem kommunale Widerstände überwunden waren, das Kultusministerium finanzielle Unterstützung zugesichert hatte und Trägervereine beiderseits der Grenze das Projekt unterstützten, konnte 1986 das erste Bildhauersymposion auf der Gauhöhe durchgeführt werden. Sein künstlerischer Erfolg und die warme Aufnahme durch die Bevölkerung ermutigten alle, „Steine an der Grenze" auch die nächsten Jahre durchzuführen.

Insgesamt siebenmal zwischen 1986 und 1992 trafen sich Bildhauer in Merzig. Die Ergebnisse ihrer Arbeit, Skulpturen unterschiedlichster künstlerischer Provinienz, wurden beiderseits der Grenze in die Landschaft integriert. Mit „Steine an der Grenze" wuchs neben Leo Kornbrusts „Skulpturenstraße" eine zweite, überregional bedeutende Skulpturenlandschaft in der Saarregion.

Zum zehnjährigen Jubiläum des ersten Symposion an der Grenze legte 1996 der Gollensteinverlag einen Bildband vor, der an die Stelle des längst vergriffenen Katalogs treten, der Führer und Festschrift zugleich sein soll. Da der Autor des Buches, Alfred Diwersy, als damaliger Kulturdezernent Merzigs an Gründung und Durchführung der Symposien beteiligt war, konnte man sich eine kompetente Führung durch die Skulpturenlandschaft versprechen.

Vordergründig gliedert sich das Buch klar in mehrere Teile. Einem allgemein gehaltenen Blick auf die Landschaft der Merziger Region und die Gründungsgeschichte der Symposien folgt die Abteilung, die die einzelnen Symposien in chronologischer Reihenfolge aufarbeitet. Jede Skulptur wird in Text und Schwarzweiß-Abbildung gewürdigt. Das „Steine an der Grenze in Bildern" genannte Kapitel stellt noch einmal und wiederum in chronologischer Abfolge jeden Stein in mehreren großzügigen Farbphotos vor. Eine kurze Übersicht über alle Symposien, jetzt mit den einzelnen Skulpturen zugeordneten Piktogrammen, und eine Wegbeschreibung durch die Skulpturenlandschaft schließen sich an. In der nächsten Abteilung des Buches werden mit Farbphotos und Textteil jene Skulpturen vorgestellt, die Bertrand Ney und Paul Schneider als Nachklang zu „Steine an der Grenze" für Schloß Berg in Nennig in Auftrag fertigten. Und es erscheint sinnvoll, daß hier auch die Steine von Paul Schneider vorgestellt werden, die er unabhängig von den Symposien in das Merziger Land gepflanzt hat. Eine Übersicht über die Skulpturen, zum wiederholten Mal mit exakten Maß- und Werkstoffangaben und eine Wegekarte, die für den Spaziergänger auch als Wanderkarte dem Buch beigelegt ist, runden das Buch ab.

Doch schon die formale Gliederung verrät die falsche Herrlichkeit des Buches. Wiederholt buchhalterische Auflistungen wirken wie Füllstoffe mangels Masse. Und die Texte selbst kommen völlig desorganisiert daher, sind streckenweise erschreckend platt und oft genug peinlich. Das Wort „Bildhauer-Symposion" etwa wird auf Seite 39 anläßlich der Beschreibung des dritten Symposions erklärt und der Europagedanke, der auch in dieser Kunstaktion nahe des Dreiländerecks steckt, erst auf Seite 51 entdeckt. Paul Schneiders weitgefaßter Grenzbegriff findet nur oberflächliche Beachtung. Harte Fakten zur Geschichte der Symposien, zur Finanzierung usw. muß man sich sowieso im ganzen Buch zusammenklauben. Stattdessen ragt unvermittelt aus dem lauen Geplapper ein Raisonnement über den kultischen Vorgang des Setzens einer Skulptur; Zitate des Religionsphilosophen Mircea Eliade. Überhaupt menhirt es gewaltig auf allen Seiten, strömen archaische Kräfte und raunt es magisch-mystisch.

Die Gründlichkeit, mit der Diversy seine Leser informiert, führt z.B. das Kapitel über die Skulpturenlandschaft im Saargau vor (S. 15-18). Detailliert werden geologische Formationen, submediterrane Vegetation und landwirtschaftliche Nutzung beschrieben. Ebenso aus einem Schulbuch abgeschrieben erscheint die Nacherzählung der Geschichte der Region von der älteren Steinzeit bis zur römischen Besiedlung. Dann bricht die Historie ab, um Äonen später mit dem ersten Bildhauersymposion wieder einzusetzen. Erst auf Seite 170 fällt Diwersy auf, das dazwischen noch etwas gewesen sein mußte, der 1. Weltkrieg z.B. mit den für das Saarland bekannten politischen Folgen.

Ähnlich konfrontieren die Skulpturenbeschreibungen auf Millimeter genaue Maßangaben der Steine mit schwammigen, hilflosen Deutungsversuchen. „Man kann in ihnen (den zwei Steinkörpern von Milos Chlupac), wenn man will, ein Menschenpaar erblicken, sie als männliches oder weibliches Prinzip deuten oder auch nur die ausgeglichenen, miteinander im Dialog stehenden Formen

genießen und die mannigfache Vielfalt der Farbigkeit des Steines bewundern. In jedem Fall wird man von Chlupacs Werk ... beeindruckt sein." (S. 36) Es ist nur eines der harmloseren Beispiele für die Überforderung Diwersys. Klarer sehen und sprechen da die Künstler, die er gelegentlich zitiert. Während diese über den historischen Ort, ihren formalen und durchaus auch energetisch verstandenen Eingriff in die Landschaft reflektieren, begeistert Diwersy sich für die Skulpturen als Zierat und Möblierung seines schönen, heilen Saargaues.

Lassen sich die flauen Ausführungen dem engagierten Laien verzeihen, so grenzen die Gastbeiträge von Manfred Römbell ans Unverschämte. Immerhin nuschelt er ein paar unwillige Sätze zur Geschichte der deutsch-französischen Grenze. Und das ist diesem Buch positiv zu vermerken. Aber sein saarländisches Herz schlägt höher, wenn er endlich in der Skulpturenlandschaft den überdimensionierten Schwenkerplatz erkennt, einen Ort „wo sich junge Leute mit Kaffee und Kuchen nieder(lassen), der Stein zum Picknickstein (wird). Die Steine werden wahrgenommen und sie werden angenommen, einer wird sogar zur Graffiti-Wand: Hier ist es wundervoll" (S. 22). Römbell plädiert hier ganz nebenbei für den jauchzenden Vandalismus als Indikator geglückter Kunstwerke. In völliger Verkehrung der Verhältnisse deutet er die Skulpturen um zu Markierungen von Sight Seeing Points: „Eigentlich sollte bei jedem Stein eine Bank stehen. Über den Stein hinweg öffnet sich der Blick aus dem Schatten der Baumgruppe auf die sanft abfallenden Wiesen und Felder. Es ist fast ein gerahmtes Bild, es ist ein Landschaftsstück, es ist Stilleben und lebendige Natur, es ist jedes für sich und alles zusammen" (S. 38) usw. usf. Wenn Diwersy glaubte, auf solch bedeutende Beiträge nicht verzichten zu können, so wäre es zumindest seine Pflicht gewesen, deren ärgste Stilblüten zu eliminieren.

Die opulenten Farbphotographien bleiben eine Frage des Geschmacks. Ob gelegentlich überschwappendes Lichtpathos in Weitwinkelperspektive, ob die photographischen Huldigungen an die Landschaft, die an Walt Disneys Breitwandsentimentalitäten erinnern, den Skulpturen gerecht werden, darf man bezweifeln. Sicher jedoch wurden weder der Wechsel von Detailaufnahme zur Gesamtansicht, noch der Wechsel des Tageslichts und der Jahreszeiten konsequent beachtet. Die Standortwahl des Photographen folgt keinem Prinzip. Pfiffig dagegen ist der Einfall, alle Grenzsteine der Gauhöhe in Abbildungen zu dokumentieren.

Die Wegebeschreibung liest sich wie eine komplizierte Gebrauchsanweisung für ein einfaches technisches Gerät. Eine als Leitfaden gedachte, auf Dauer penetrante Marginalleiste begleitet alle Texte mit zum Teil griffigen Formulierungen wie: „... als schwebe man zwischen Himmel und Erde" (S.23); „In der Beschränkung zeigt sich der Meister ..." (S. 37). Da provozieren die überflüssigen und verunglückten Piktogramme, die den einzelnen Skulpturen für die Markierungen auf der Wegekarte zugeordnet werden, höchstens noch ein müdes Lächeln. Sie erinnern eher an ein Dentallabor als an die Skulpturen, die sie repräsentieren sollen.

Ein mißratenes Buch, ein Ärgernis. Der Verlag hätte klüger gehandelt, wenn er sich für Text und Photographie Fachkräfte eingekauft hätte. So schadet er Paul Schneider und „Steine an der Grenze" mehr, als er hilft. Sollte dem Leser der Gedanke kommen, über die Merziger Höhe zu wandern und sich die Skulpturen anzuschauen, so hätte das Buch zumindest *einen* Sinn erfüllt.

Uwe Loebens

Symbole des Landes

Thomas Janssen u. Delf Slotta: Fördertürme im Saarbergbau, Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1996, 144 S.

Der Gegenstand dieses Buches lechzte nach einer Publikation als Bildband. Der Saarlandtag stand ganz im Zeichen der Industriekultur; die Völklinger Hütte ist UNESCO-Weltkulturerbe sogar auf Briefmarke; da müssen zwangsläufig die Fördertürme des Bergbaus ins richtige ästhetische, architektonische, technische und schließlich identitätskulturelle Licht gerückt werden. Dem Ministerpräsidenten ist das allemal ein kleines Vorwort wert, in dem er andeutet, daß er zwischen Fördergerüsten und Fördertürmen unterscheiden gelernt hat. Der Leser erfährt in dem einführenden Text von Delf Slotta, was es mit dieser feinen Unterscheidung auf sich hat: „Fördergerüste sind Konstruktionen, bei denen die Fördermaschine seitlich neben dem Schacht steht und das Förderseil über die Seilscheiben in den Schacht eingeleitet wird. Im Gegensatz dazu ist im Förderturm die sog. Turmfördermaschine selbst oberhalb des Schachtes montiert."

Der kurze Text gibt auf wenigen Seiten einen guten Überblick über die Entwicklung von den frühen Schachtbauten über die Malakofftürme, von denen im Saarland keiner mehr erhalten ist, die ersten Eisenkonstruktionen und Strebengerüste, über den „Förderturm der Superlative" (Camphausen IV) sowie sonstige architektonische Besonderheiten bis hin zu den jüngsten Förderturm- und Fördergerüstgenerationen, deren letzter Sproß (Göttelborn IV) erst 1994/95 (Kohlekrise?) vollendet worden ist. Den Textangaben im Bildteil entnehmen wir: „Das 87,00 m hohe und 1500 Tonnen schwere Fördergerüst zählt zu den größten im europäischen Bergbau. Der im November 1995 in Betrieb genommene Schacht hebt als zentraler Förderschacht die gesamte Rohkohle des Verbundbergwerks Göttelborn Reden. Zudem dient er als zentraler Seilfahrtschacht zur Personenbeförderung, als zentraler Versorgungsschacht für Material, Ver- und Entsorgungsleitungen sowie als zentraler Frischwetterschacht."

Nach dem Einführungstext und einem Lageplan folgt anfangs ein klar gegliederter Text- und Bildteil. Der Text beschränkt sich größtenteils auf entstehungsgeschichtliche und technische Daten auf der linken Buchseite; jeweils rechts daneben ist ein Schwarzweißfoto des betreffenden Objektes abgebildet. Abgesehen davon, daß mir eine Seilbruchlast von beispielsweise 1149 KN (?) wenig sagt, daß ich nicht weiß, was eine „Rasenhängebank", eine „Doppelbobine" oder eine „Skipanlage" ist, bieten die 31 Doppelseiten doch interessantes Anschauungsmaterial. Das älteste Fördergerüst des Saarbergbaus in Itzenplitz ist nur zehn Jahre jünger als das älteste Fördergerüst in der Bundesrepublik (Clausthal-Zellerfeld). In Camphausen wurde die weltweit erste Turmförderanlage in Stahlbeton gebaut und der „Hammerkopfturm" ist heute der älteste seiner Art in Deutschland. Und schließlich kann ich mir auch von einer „Sechsseilförderung" immerhin eine vage Vorstellung machen, wenngleich der Text auch hier auf eine nähere Erklärung verzichtet.

Ärgerlicher ist da schon eher, daß das Buch insgesamt sehr merkwürdig gegliedert ist. Denn nach dem beschriebenen Text- und Bildteil folgt ein weiterer Bildteil, der sozusagen im zweiten Anlauf vierfarbig alle 31 Objekte noch einmal wiederholt, erfreulicherweise – bis auf eine einzige Ausnahme – jeweils aus einer anderen Persepektive. Farbe und die oft ungewöhnliche Perspektive lassen den Betrachter fragen, warum im informativen ersten Teil die eher faden Paßbild-Portraits gezeigt worden sind.

Das dritte Kapitel kehrt auf das Schema des ersten Teiles zurück. Hier werden 14 seit 1987 abgerissene und verschwundene Fördertürme mitsamt ihren entstehungsgeschichtlichen und technischen Daten dokumentiert. Delf Slotta schreibt in seiner Einführung: „Der kürzlich vollzogene Abbruch der beiden Hammerkopftürme „Anna IV (1957) der Wiebelskircher Schachtanlage Kohlwald und „St. Barbara" (1952) in Bexbach hat dem Saarbergbau zwei wichtige Förderturmkonstruktionen unwiederbringlich entzogen, die die französische Schachtturmbauweise und diesbezügliche Architekturvorstellungen in hervorragender Weise dokumentiert hatten. Auch der Verlust des wegen seiner besonderen Gestalt beachtenswerten Ge-

rüsts in Sinnerthal (1937/1938), das zudem zum Zeitpunkt seiner Beseitigung das älteste Vollwandgerüst des Saarreviers darstellte, schmerzt. (...) Dieser dramatisch zu nennende Objektverlust macht deutlich, daß spätestens jetzt die Sicherung und der Erhalt der wichtigsten und aussagekräftigsten Fördergerüste und Fördertürme des Saarreviers systematisch angegangen werden muß."

Der letzten (politischen) Forderung bietet das Buch sicherlich eine erste (öffentlichkeitswirksame) Grundlage. Den interessierten Leser läßt das Buch allerdings aufgrund seiner merkwürdigen Gliederung und insbesondere aufgrund des vierten Kapitels, das mit der verheißungsvollen Überschrift „Typologien" versehen ist, einigermaßen ratlos allein. Es folgen nämlich, diesmal im dritten Anlauf, noch einmal 16 kleinformatige Schwarzweißaufnahmen, erneute Wiederholungen der ersten 31 Objekte, ohne jeden Hinweis darauf, warum gerade sie noch einmal gezeigt werden müssen und welche unterschiedliche Typen von Fördergerüsten oder Fördertürmen sie darstellen sollen oder wollen. Mir scheint, hier hat die Kalkulation des Verlegers den Buchinhalt bestimmt. Sechs Seiten blieben bis zum Bogenende noch übrig: gerade genug, um noch ein paar Bilder draufzudrucken, zu wenig jedoch, um die unterschiedlichen Typologien anschaulich erklären zu können. Die Autoren Janssen und Slotta haben im übrigen Teil des Buches – trotz mehrerer Anläufe – diesen Anspruch nur unzureichend erfüllt. Aber vielleicht paßt das ja zu den Fördertürmen. Sie stehen als bloßes Merkzeichen in der Gegend herum und werden allmählich zu unerklärlichen und mystischen Denkmälern eines ehemaligen Kohlelandes. Das Buch hilft zweifellos dem interessierten Betrachter; es klärt ihn jedoch nur vage auf. Es ist wohl eher als (notwendiges) Mahnzeichen für die Kulturpolitik hinsichtlich des Umgangs mit industriekulturellen Zeugnissen dieses Landes gedacht.

Dirk Bubel

Deutsch bleibt die Saar

Hans-Christian Herrmann: Sozialer Besitzstand und gescheiterte Sozialpartnerschaft. Sozialpolitik und Gewerkschaften im Saarland 1945 bis 1955. Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Band 28. Kommissionsverlag: Saarbrücker Druckerei und Verlag GmbH, Saarbrücken 1996, 584 S.
Adolf Blind, Unruhige Jahre an der Saar 1947 bis 1957 - Ein Zeitzeuge erinnert sich, Band I: Quo vadis Saarland? HAAG + HERRCHEN Verlag GmbH, Frankfurt 1996, 327 S.

Methodisch und thematisch handelt es sich bei den vorzustellenden Publikationen um unterschiedliche Ansätze, die jedoch jeweils für sich erklären wollen, wie es zur Abstimmung am 23. Oktober 1955 und damit zum zweiten Anschluß des Saarlandes an Deutschland kam.

Money can´t buy you love, so könnte man Herrmanns Doktorarbeit zusammenfassen. Der fortschrittlichen Sozialpolitik, die den Arbeitnehmern im Saarland zu einem im Vergleich zur Bundesrepublik höheren verfügbaren Einkommen verhalf, war der indentierte politische Erfolg versagt: die Gewerkschaften, die auf diese Weise an die Regierung gebunden werden sollten, entwickelten sich zu Stützfeilern der gegen die Autonomiepolitik Johannes Hoffmanns gerichteten Opposition. Unter dem Schutz der Militärregierung bzw. des Hochkommissars hatte die Sozialdemokratische Partei des Saarlandes (SPS) unter Führung des Arbeitsministers Kirn, die Christliche Volkspartei (CVP) Hoffmanns und die Gewerkschaften ein sozialpolitisches Regelwerk entwickelt, das in manchen Aspekten auch heute noch als modern gelten kann. So gehörten Arbeiter und Angestellte einer gemeinsamen Versicherungsanstalt, der LVA des Saarlandes, an. Die Pflichtversicherungsgrenze wurde aufgehoben, sodaß die höheren Einkommen stärker an der Sozialversicherung beteiligt waren. Die Krankenkassenreform (Integra-

tion aller Kassen in der LVA) wirkte sich zugunsten der unteren Einkommensbezieher aus. Die Arbeitslosenversicherung wurde ausgebaut und zugleich das französische Element der aktiven Familienpolitik eingeführt. Die Neugestaltung der Kriegsopferversorgung begünstigte vor allem die große Zahl der Kriegerwitwen.

Herrmann diskutiert die Frage, ob denn die Sozialpolitik im Interesse der saarländischen und französischen Regierung „instrumentalisiert" oder „stilisiert" worden sei. Diese Problemstellung ist überflüssig: Was anderes hätte eine Regierung tun sollen, deren Programm gerade im saarländischen Sonderweg, der Autonomie, bestand?

In der Tat entwickelte sich im Saarland so etwas wie ein kollektives Gefühl für den erreichten sozialen Besitzstand. Doch dies genügte keineswegs, die Gewerkschaften und die Bevölkerungsmehrheit von einer prodeutschen Orientierung abzuhalten. Stärker als das materielle Interesse war das Nationalgefühl. Der naive Versuch, in den Beitrittsverhandlungen sich nationale Treue durch sozialpolitische Vorteile belohnen zu lassen (die „saarländische Rosinentheorie" nach den Worten eines Bonner Ministerialbeamten) scheiterte - der Dank des Vaterlandes.

Bemerkenswerterweise waren es anfangs vor allem die Kommunisten, die in den Gewerkschaften für eine zweite Heimkehr warben. Auf die (wie Herrmann hätte erläutern müssen) Wiedervereinigungs- und Neutralisierungspolitik Stalins eingeschworen, mußten diese auch im Saarland für „Deutschland einig Vaterland" agitieren. Ihre organisatorisch geschickt ausgebauten Positionen in der Einheitsgewerkschaft führte im übrigen dahin, daß die Militärregierung 1947 christliche Gewerkschaften zuließ und damit eine erneute politische Spaltung der Gewerkschaftsbewegung förderte. Damit beschritt das Saarland einen Sonderweg.

In den übrigen Ländern der (künftigen) Bundesrepublik haben die Militärregierungen gerade wegen der drohenden kommunistischen Unterwanderung der Gewerkschaften die Bildung christlicher Ableger verhindert - um mit den christlich motivierten Gewerkschaftern innerhalb der Einheitsgewerkschaft den kommunistischen Einfluß einzudämmen. Allerdings standen auch die christlichen Verbände nicht eindeutig zu Hoffmanns Kurs der Autonomie. Insbesondere die Verpachtung der Saargruben an Frankreich förderte prodeutsche Einstellungen auch hier. Herrmann zitiert eine zeitgenössische Gewerkschaftsparole: „Die Saargruben dem Saarvolk" (S. 343).

Ein weiterer Grund dafür, daß sich die Gewerkschaften den Absichten Hoffmanns und Kirns nicht beugten, ist im autoritären Stil ihrer Sozialpolitik zu suchen. Beachtliche Sozialleistungen wurden von oben gewährt, die Arbeitnehmer wurden zugleich von der wirtschaftlichen und politischen Mitverantwortung ausgeschlossen.

- Es gab zwar eine Verordnung zur Einrichtung von Betriebsräten aus dem Jahre 1947. Von geregelten Beziehungen der betrieblichen Akteure, wie im Betriebsverfassungsgesetz von 1952 in der Bundesrepublik, konnte dabei nicht die Rede sein. Ein dem Betriebsverfassungsgesetz entsprechendes Betriebsrätegesetz wurde erst 1954 verabschiedet. Erschwerend kam hinzu, daß das Management in den größeren saarländischen Betrieben aus Frankreich kam. Dies bedeutete, daß patriarchalische Herrschaftsstrukturen eingeführt wurden, deren Protagonisten jegliche wirksame Mitbestimmung der Arbeitnehmer und ihrer Vertreter fremd und suspekt war.

- Die Montanmitbestimmung wurde im Saarland nicht eingeführt. Damit fehlte eine fortschrittliche Regelung der Mitbestimmung auf Unternehmens- bzw. Konzernebene (Aufsichtsrat und Arbeitsdirektor).

- Das Tarifvertragssystem wurde nach französischem Vorbild gestaltet. Dies bedeutete Staatsintervention bis hin zur Zwangsschlichtung. Mit der in der Bundesrepublik praktizierten Tarifautonomie hatte dieses System nichts gemeinsam. Mit der Verpachtung der Saargruben geriet der I.V. Bergbau zudem noch in

eine besondere Zwangslage: Die Verhandlungen wurden in Paris geführt ohne jegliche saarländische Beteiligung. Für die größte saarländische Gewerkschaft wurde also nicht einmal das verstümmelte Tarifvertragsgesetz des Saarlandes zum Handlungsrahmen. Herrmann bezeichnet diese Entwicklung als „Legitimitäts- und Existenzfrage für die Gewerkschaften" (S. 359).

Die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung zur oppositionellen Kraft wurde aktiv vom Saarlandreferat des Auswärtigen Amtes, dessen zeitweiliger Referatsleiter Strohm diese Funktion auch schon vor 1935 innehatte, und dem Gesamtdeutschen Ministerium in Bonn gefördert. Man sah in der organisierten Arbeiterschaft die entscheidende Kraft, die einer Abspaltung des Saarlandes entgegenwirken würde und bei einer Volksabstimmung der deutschen Sache zum Durchbruch verhelfen könnte. Den politischen Transmissionsriemen bildeten zwei Parteien: Die Demokratische Partei Saar (DPS) und die Deutsche Sozialdemokratische Partei (DSP), eine Abspaltung von der SPS und zugleich Vorläufer des heutigen SPD-Landesbezirks. Beide Parteien wurden vom Gesamtdeutschen Ministerium finanziell unterstützt. Sie konnten auf diese Weise ihre Propagandaarbeit überhaupt erst durchführen.

Die DPS des ehemaligen Nazis Heinrich Schneider erhielt Zulauf aus dem christlich geprägten Arbeitnehmerlager und von prominenten christlichen Gewerkschaftern, zum Beispiel Karl Hillenbrand. Damit nicht genug bestand ein zeitweiliges Aktionsbündnis mit den Kommunisten.

Die DSP rekrutierte sich aus Abweichlern der SPS, die schon in den 40er Jahren mit einer Minderheitsgruppe im Landtag zu kämpfen hatte. Für die Sozialdemokratie im Saarland war die Entwicklung der DSP insofern von Bedeutung, als die KP-Saar Abweichler von Kirns Kurs umwarb. Auf diese Weise haben die Genossen um Kurt Conrad mit der DSP eine weitere Zersplitterung der Sozialdemokratie im Saarland verhindert. Conrad knüpfte die Kontakte zur SPD, die Adenauers Westpolitik bekämpfte - und damit auch mit dem Preis der Westintegration, dem autonomen Saarland, nicht einverstanden sein konnte. Die Kontakte zum DGB gestalteten sich schwieriger, da die DSP in der Abstimmungsfrage mit Leuten vom Schlage Heinrich Schneiders konform ging, und zudem in Düsseldorf die Gefahr einer weiteren Spaltung der saarländischen Gewerkschaftsbewegung sehr ernst genommen wurde.

Das materialreiche Werk von Herrmann ist von einigen Schwächen begleitet. Man erfährt sehr wenig über die Motive der Akteure. Nur gelegentlich zucken analytische Blitze durch die Rezitation von Quellen. Ein weiteres Manko ist, daß es kaum Zahlen über die Stärke der Gewerkschaften, die Zahl und Verteilung der Betriebsräte und zur Einkommensentwicklung gibt. Auch fehlen Exkurse zur wirtschaftlichen und politischen Entwicklung. Der mit der Szene nicht gut vertraute Leser wird in entsprechenden Fußnoten hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung vor allem auf verschiedene Publikationen von Armin Heinen verwiesen. Ein politischer Kalender fehlt; irgendwo mitten im Werk erfährt man, wann Hoffmann und Kirn miteinander koalierten und wann nicht. Hier vermißt man eine knappe Darstellung der politischen Verhältnisse der Hoffmann-Ära, dieser Halb- oder Dreiviertel-Demokratie mit Bespitzelung und politischen Verboten von Parteien und selbst von Zeitungen aus der Bundesrepublik. Im übrigen hat Herrmann die Bergarbeitergewerschaft sehr stark im Blickfeld. Andere Gewerkschaften tauchen nur sporadisch oder am Rande auf.

Der Zeitzeuge Adolf Blind: Quo vadis Saarland?

Von ganz anderem Zuschnitt ist der Erlebnisbericht Blinds über seine Zeit im Saarland zwischen 1947 und 1955. Blind erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Arbeit, ist aber als hoher Beamter und späterer Finanzminister des Saarlandes ein Zeitzeuge von erstem Rang.

Eine berufliche Kurzbiografie:

Nach Studium und Promotion übernahm Adolf Blind 1935 das Statistische Amt der Stadt Saarbrücken, in das er nach Kriegseinsatz, Gefangenschaft und Entnazifizierung 1947 wieder als Leiter eintrat. 1949 avancierte er zum Leiter des Statistischen Amtes des Saarlandes. Er war in dieser Eigenschaft in den 50er Jahren Berater der Hoffmann-Regierung vor allem in wirtschaftlichen Fragestellungen. Nach der Abstimmung 1955 wurde er in verschiedenen Übergangsregierungen Finanzminister und war an den Beitrittsverhandlungen mit der Bundesregierung beteiligt. Danach folgte er dem früher schon ergangenen Ruf der Johann-Wolfgang-Goethe Universität in Frankfurt als Lehrstuhlinhaber für Statistik. 1972 wurde Blind emeritiert. Der gebürtige Frankfurter ist heute 90 Jahre alt.

Ein wichtiger Anstoß zur Publikation ist Blinds Sorge, das Saarland könne mit seinem Engagement für eine Euro-Region Saar-Lor-Lux in eine politisch irreversible Situation geraten. Er plädiert für eine Vereinigung mit Rheinland-Pfalz und Hessen, da er das Land für sich allein im Kontext der Bundesrepublik für nicht überlebensfähig hält.

Politisch kann man Blind als deutsch-national einordnen. Bei seiner Schilderung der politischen Verhältnisse nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft im Jahre 1947 versäumt er es kaum, bei einzelnen Politikern darauf hinzuweisen, sie seien Emigranten und hätten einen französischen Paß. Dies bedeutet jedoch nicht, daß Blind aus Karrieregründen nicht Kompromisse mit der jeweils herrschenden politischen Linie geschlossen hätte. Es ist eigentlich schon wieder sympathisch, wie offen er seinen Opportunismus ausbreitet. Ein Beispiel bieten die Schwierigkeiten beim beruflichen Neuanfang im Statistischen Amt der Stadt Saarbrücken. Blind konnte die Entnazifizierung mit Persilscheinen glücklich hinter sich bringen, litt aber darunter, daß er die Landtagswahl von 1947 für die Stadt Saarbrücken organisieren mußte und damit einer Verfassung zum Tragen verhalf, die die Abspaltung des Saarlandes von Deutschland zum Ziel hatte.

Er hat die Belastung auf sich genommen. Mehr noch, er wurde Jahre später auch saarländischer Staatsbürger - quasi des Berufs wegen. Blind galt nach den damaligen Normen nicht als Saarländer, weil er erst nach dem Anschluß von 1935 ins Land kam. Nachdem er 1949 Leiter des Statistischen Amtes des Saarlandes geworden war, drängte sein Dienstherr, der Innenminister, darauf, daß er als leitender Beamter des Landes auch dessen Staatsbürgerschaft erwerbe. Dies beutete, daß er eine Erklärung abzugeben hatte, die ihn auf die Präambel der saarländischen Verfassung von 1947 verpflichtete - in der die Abspaltung des Saarlandes formuliert war. Auch diese für ihn bittere Pille war Blind zu schlucken bereit. Er hielt sich zugute, den Kräften, die für den Anschluß an Deutschland eintraten, mit wichtigen Informationen helfen zu können. Abermals war die Karriere gesichert. Unter der Hoffmann-Regierung begann er seinen Aufstieg als Berater in wirtschaftlichen Fragen. Die Regierung nährte also eine Natter an ihrer Brust.

Blinds Einstieg in die Position eines politischen Beraters begann mit seiner Stellungnahme zum Bericht der Naterskommission. Der holländische Abgeordnete des Europarates, van Naters, hatte 1952, nach Abschluß des Deutschlandvertrages der Bundesrepublik mit den Allierten und des EVG-Vertrages, einen Plan zur Europäisierung des Saarlandes vorgeschlagen, der in vielem dem später 1955 zur Abstimmung stehenden Europastatut für das Saarland ähnelt. Inhaltlich ging es Blind um mehr Investitionen - auch deutscher - vor allem für die Modernisierung der Montanindustrie und um die Öffnung der Handelsgrenze zur Bundesrepublik, damit das Saarland wieder Anschluß an seine traditionellen Märkte im süddeutschen Raum erhielt.

Blind sollte als unabhängiger Sachverständiger vor der Saarkommission des Europarates berichten. Dazu brauchte er wegen seiner wirtschaftspolitischen Position die Zustimmung Hoffmanns, der ihm die bezüglich der Öffnung der Handelsgrenzen erteilte; deutsche Investitionen in der Montanindustrie konnte Blind dem Ministerpräsidenten jedoch nicht als die Position des Saarlandes abrin-

gen. Blind hat von einem hohen Beamten des saarländischen Auswärtigen Amtes erfahren, daß in der Regierungsspitze nur rudimentäre wirtschaftspolitische Kompetenz und Planung existiere. Blind wurde häufiger zu wirtschaftspolitischen Besprechungen mit Hoffmann in die Staatskanzlei gebeten. 1954 hat Blind für die Hoffmann-Regierung wirtschaftspolitische Memoranden verfaßt und die Regierung bei Verhandlungen in Paris beraten. Keineswegs sollte der Eindruck entstehen, Blinds Erlebnisbericht sei lediglich eine Rechtfertigung persönlicher Karrierestrategien. Abgesehen von den Insiderinformationen über die französisch-saarländische Verhandlungsdynamik und historisch gewachsene Herrschaftsverhältnisse findet man bei Blind beispielsweise ausführliche Schilderungen der Positionen von Regierung, Gewerkschaften sowie französischen und deutschen Interessen bei der unternehmensrechtlichen Gestaltung der Völklinger Hütte. Selbstverständlich wird das Zustandekommen des Saarstatuts eingehend behandelt. Die Absonderlichkeiten des Abstimmungskampfes vom Herbst 1955 nehmen einen breiten Raum ein.

Ab Ende 1954 - nach dem Abschluß des deutsch-französischen Saarabkommens vom 23. Oktober - wuchs für Blind die Erkenntnis, daß die Tage der Ära Hoffmann gezählt sein könnten. Vorher schon hatte er Kontakte zu den verbotenen oppositionellen Parteien geknüpft mit dem Ergebnis, daß er nach dem 23. Oktober 1955 in die Übergangsregierung von Heinrich Welsch als Finanzminister eintreten konnte. In dieser Eigenschaft nahm er an den Beitrittsverhandlungen mit der Bundesrepublik teil.

Man kann gespannt darauf sein, welche Erfahrungen ein deutsch-national gesinnter Mensch wie Blind in den Beitrittsverhandlungen gemacht hat. Von seinen politschen Idealen her gesehen, war er Ende 1955 am Ziel seiner Träume. Fragt sich, ob die Bonner Ministerialbürokratie Blind diese Träume geraubt hat. Wir warten auf den zweiten Band der Erinnerungen von Adolf Blind.

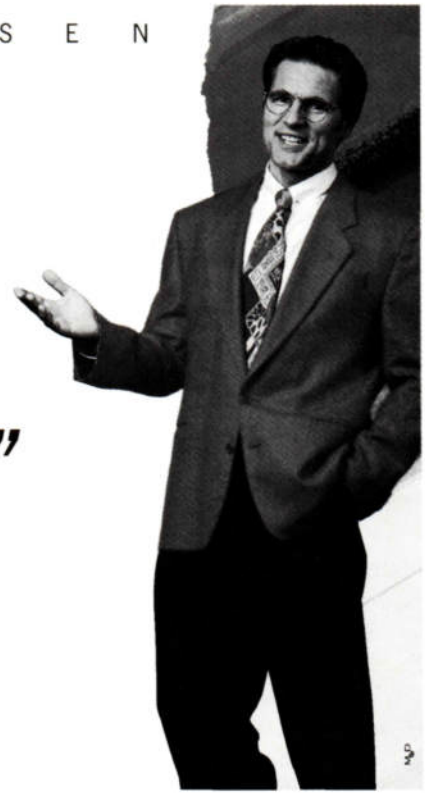
Bernd Grass

G U T Z U W I S S E N

„Meine besten Geldanlagen verdanke ich der Saar Bank."

Meine Saar Bank-Berater haben mir geholfen, die Kapitalmärkte in den Griff zu bekommen und mein Vermögen optimal anzulegen.

Saar Bank
Meine Bank - Saar Bank



Autorinnen und Autoren

Dirk Bubel, seit 1989 Projektberatung bei Arbeit und Kultur Saarland GmbH, lebt abwechselnd in Saarbrücken und Bouconville sur Madt.

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt in Saarbrücken. Schwerpunkt seiner Tätigkeit ist das Asyl- und Ausländerrecht.

Stefan Fricke, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes, lebt in Köln.

Hermann Gätje, Literaturwissenschaftler, Mitarbeiter beim Archiv für Saar-Lor-Lux-Literaturen

Paul Ganster, lebt in Völklingen

Harald Glaser, Studium der Sozialwissenschaften, Geschichte und Germanistik, Staatsexamen, M.A., historische und museumsdidaktische Projekte zur Völklinger Hütte, Ausstellungen und Veröffentlichungen zur Industriegeschichte.

Dr. Bernd Grass, Sozialwissenschaftler, Mitarbeiter in der „Beratungsstelle für sozialverträgliche Technologiegestaltung e.V." (BEST), Saarbrücken

Hilde Hoherz, geb. 1955, Historikerin mit Schwerpunkt Regionalhistorische Frauenforschung. Mitarbeiterin im Projekt „FrauenSichten-Geschichte".

Jürgen Kück, geb. 1942 in Saarbrücken. Abitur, Bundeswehr, Germanistikstudium, das in den Lehrerberg mündete. Dann Fachbuchhändler in verschiedenen Buchhandlungen, 1. Sortimenter, Prokurist. Die „Winterreise" entstand aus dem Erleben der eigenen Arbeitslosigkeit und aus Gesprächen mit anderen Betroffenen. Weitere Texte: Satiren, Lyrik, Glossen (veröffentlicht in SZ). Kück ist Vater eines 4jährigen Sohnes und lebt heute in Völklingen.

Uwe Loebens, geb. 1958, Studium Sozialwesen, Grafikdesign und Bildende Kunst; seit 1988 Ausstellungstätigkeit, seit 1993 Lehrbeauftragter der HBK, div. Stipendien und Veröffentlichungen.

Prof. Dr. rer. nat. Werner Nachtigall, geb. 1934, studierte an der Münchner Universität Naturwissenschaften in der Kombination Zoologie / Botanik, Chemie, Geographie für das Staatsexamen und Zoologie, Physik, Medizin/Humanphysiologie für die Promotion. Zahlreiche Veröffentlichungen, Mitglied wissenschaftlicher Gesellschaften und Träger wissenschaftlicher Auszeichnungen. Lehrt seit 1969 an der Universität des Saarlandes und gründete hier die Studien- und Forschungsrichtung Technische Biologie und Bionik.

Hans Obermann, geb. 1939 in Quierschied, aufgewachsen in Hermeskeil, seit 1947 in Völklingen; 1961/62 Ausbildung zum Archivar; seit 1965 Stadtarchivar der Mittelstadt Völklingen.

Rainer Petto, Studium der Germanistik und Soziologie in Saarbrücken und Freiburg. Mitarbeiter des Saarländischen Rundfunks.

Prof. Dr. Helmut Schmidt, geschäftsführender Direktor des Instituts für Neue Materialien an der Universität des Saarlandes.

Franz-Peter Schmitt, geb. und aufgewachsen in Dudweiler; studierte in Saarbrücken. Wegen Parteilosigkeit verbannt nach Pirmasensk im westlichsten Ural, unterrichtet er am dortigen Gymnasium Deutsch und Geschichte.

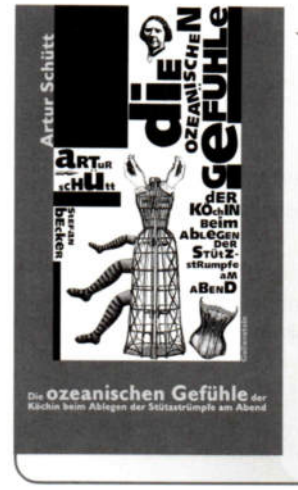
Dr. Dietmar Schmitz, politikwissenschaftliches und germanistisches Studium u.a. in Wien, Bern und Berlin. Tätigkeiten als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im Presserat des saarländischen Umweltministeriums. Seit 1988 Beschäftigung in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung. Journalistische Tätigkeit.

Prof. Dr. rer. nat. Reinhard Wilhelm, Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Standford/USA; seit 1978 Hochschullehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes und seit 1990 wissenschaftlicher Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl.

Gollenstein Verlag GmbH
Auf Scharlen 3-5 · 66440 Blieskastel
Tel. 0 68 42 / 509-174 · Fax 509-190

Georges Hausemer
Die Tote aus Arlon
39 Geschichten

Mit einem Nachwort von
Roger Manderscheid und
Radierungen von Ursula Frerich
240 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Ursula Frerich
Format: 11,5 x 19 cm
DM 38,–/sFr. 35,–/öS 277,–
ISBN 3-930008-52-1

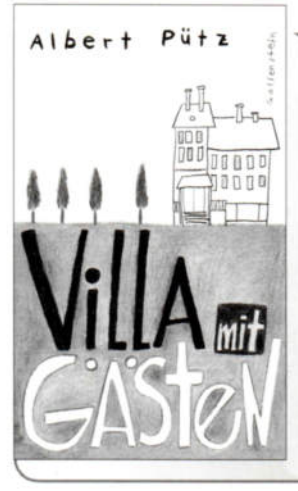


Artur Schütt
Die ozeanischen Gefühle der Köchin beim Ablegen der Stützstrümpfe am Abend

Mit Collagen von Stefan Becker
168 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Aniela Kuenne
Format: 11,5 x 19 cm
DM 32,–/sFr. 29,50/öS 234,–
ISBN 3-930008-56-4

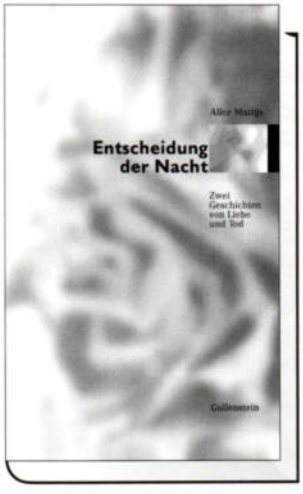
Toni Huber
Meinetwegen,
sagte der Stellmacher

Mit Holzschnitten von Hermann Becker
und einem Nachwort von Robert Zimmer
144 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Hermann Becker
Format: 11,5 x 19 cm
DM 32,–/sFr. 29,50/öS 234,–
ISBN 3-930008-58-0



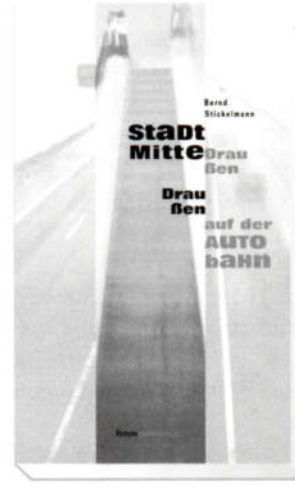
Albert Pütz
Villa mit Gästen

Mit Illustrationen von Hajo Müller
272 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Hajo Müller
Format: 14,5 x 22 cm
DM 42,–/sFr. 39,–/öS 307,–
ISBN 3-930008-59-9



Alice Mattijs
Entscheidung der Nacht
Zwei Geschichten
von Liebe und Tod

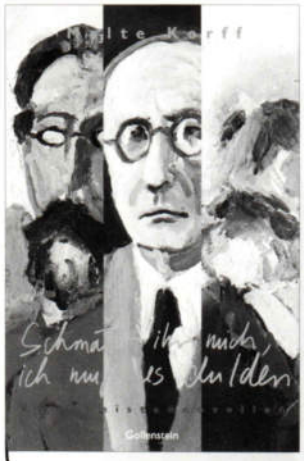
94 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Ralf Schuh
Format: 11,5 x 19 cm
DM 24,–/sFr. 22,–/öS 175,–
ISBN 3-930008-49-1



Bernd Stickelmann
Stadtmitte draußen,
Draußen auf der Autobahn

Mit einem Nachwort von
Klaus Wiegerling
144 Seiten,
Englische Broschur
Buchgestaltung Ralph Frien
Format: 14,5 x22 cm
DM 38,–/sFr. 35,–/öS 277,–
ISBN 3-930008-60-2

Zwölf neue Gollensteine im Frühjahr '97



Malte Korff
Schmäht ihr mich, ich muß es dulden
Komponistennovellen

Mit Zeichnungen von Hajo Müller
248 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Hajo Müller
Format: 14,5 x 22 cm
DM 39,80/sFr. 37,–/öS 291,–
ISBN 3-930008-50-5

Mohammed Ghodstinat
Das blinde Kind
Roman

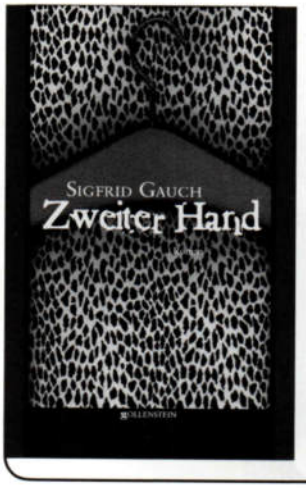
Mit farbigen Bildern
von Anna Bulanda-Pantalacci
368 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Anna Bulanda-Pantalacci
Format 14,5 x 22 cm
DM 48,–/sFr./44,50/öS 350,–
ISBN 3-930008-55-6

Oss Kröher
Das Morgenland ist weit
Die erste Motorradreise
vom Rhein zum Ganges

Mit vielen Fotos und zwei Karten
584 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Hans J. Eitz
Format: 14,5 x 22 cm
DM 49,80/sFr. 46,–/öS 364,–
ISBN 3-930008-51-3

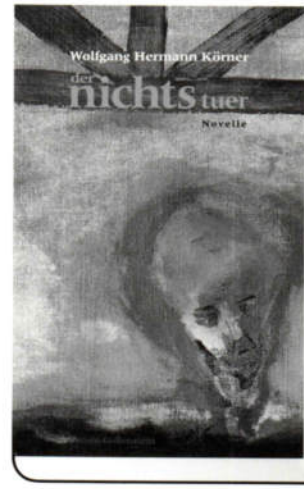
Joseph Roth
Briefe aus Deutschland

Mit unveröffentlichten Materialien
und einem Nachwort des Herausgebers
Ralph Schock
176 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung C. Pom.
Format: 11,5 x 19 cm
DM 36,–/sFr. 33,–/öS 263,–
ISBN 3-930008-57-2



Sigfrid Gauch
Zweiter Hand
Roman

Mit Grafiken von Clas DS Steinmann
312 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Clas DS Steinmann
Format: 14,5 x 22 cm
DM 39,80/sFr. 37,–/öS 291,–
ISBN 3-930008-53-X



Wolfgang Hermann Körner
Der Nichtstuer
Novelle

156 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Markus Zender
Format: 11,5 x 19 cm
DM 36,–/sFr. 33,–/öS 263,–
ISBN 3-930008-54-8

Bildbände aus dem Gollenstein Verlag

Steine an der Grenze
Die Skulpturenlandschaft des Saargaus

Ein reich bebilderter Führer zu den „Steinen an der Grenze", der Skulpturenlandschaft des Saargaus bei Merzig und Waldwisse/Launstroff.

Mehr als zwei Dutzend Steine sind während der Symposien auf der Saargauhöhe geschaffen worden. Das Besondere, ja Einmalige ist ihre Plazierung zu beiden Seiten der deutsch-französischen Grenze, die Selbstverständlichkeit, mit der sie diese überwinden. Bildhauer aus Frankreich und Deutschland, Luxemburg, Belgien, Holland, Skandinavien, Österreich, der Schweiz, den USA und der ehemaligen UdSSR, aus Israel, Tschechien, Irland, Japan und China haben sie während der jährlichen Symposien bearbeitet und ihnen ihr künstlerisches Signum aufgedrückt. Die Steinmale fügen sich organisch in die Landschaft ein und akzentuieren den sanft gewellten Rücken des Gaues.
Berücksichtigt sind auch Paul Schneiders Sonnen-Steine auf dem Bietzerberg sowie sein Gustav-Regler-Stein am Seffersbach in Merzig und die Steinskulpturen, die bei Schloß Berg in Nennig stehen.

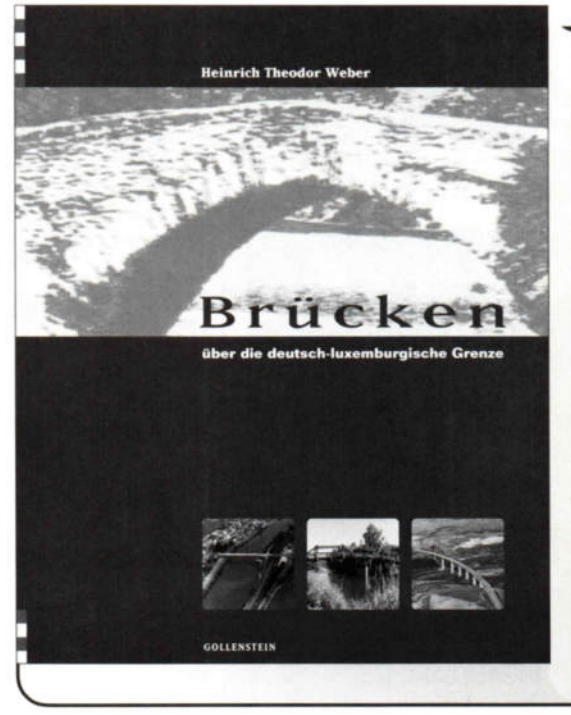
Alfred Diwersy
Steine an der Grenze
Die Skulpturenlandschaft des Saargaus
Mit Fotos von Martin-Peter Scherzinger und Beiträgen von Paul Schneider und Manfred Römbell
208 Seiten, gebunden
Mit 170 Farb- sowie 58 Schwarzweißfotos und einer Karte
DM 65,- / ISBN 3-930008-28-9

Brücken über die deutsch-luxemburgische Grenze

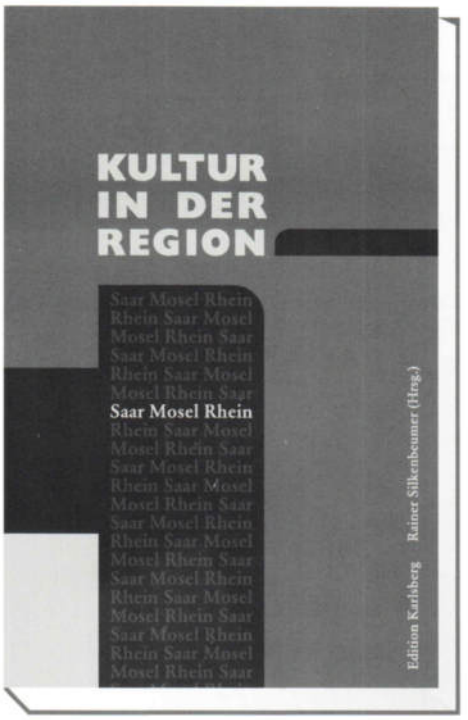
Mosel, Sauer und Our bilden auf 143 Kilometern die Grenze zwischen Deutschland und Luxemburg. 28 Brücken (die 29. ist in Planung), deren Ursprünge zum Teil bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, verbinden Rheinland-Pfalz und das Saarland mit dem Großherzogtum. In „Brücken über die deutsch-luxemburgische Grenze" gibt Heinrich Theodor Weber sachkundig, spannend und anschaulich Auskunft über das Schicksal dieser Grenzregion und ihrer Brückenbauwerke in Vergangenheit und Gegenwart.

Heinrich Theodor Weber, Jahrgang 1930, Diplom-Ingenieur, Beamter des Landes Rheinland-Pfalz im höheren technischen Verwaltungsdienst, inzwischen im Ruhestand, ist ein ausgezeichneter Kenner des deutsch-luxemburgischen Grenzraumes.
Dies fand schon seinen Ausdruck in dem Buch „Grenzvermessung Deutschland – Luxemburg", das 1984 vom Luxemburger Ministère des Finances und vom Innenministerium des Landes Rheinland-Pfalz herausgegeben worden ist.
Das Großherzogtum würdigte Webers Verdienste 1991 durch die Ernennung zum „Officier de l'Ordre de Mérite du Grand-Duché de Luxembourg"

Heinrich Theodor Weber
Brücken über die deutsch-luxemburgische Grenze
426 Seiten, gebunden
ca. 500 Abbildungen, davon ca. 100 in Farbe
Buchgestaltung Ralph Frien und Markus Zender
DM 68,- / ISBN 3-930008-61-0



Zwei neue Bücher der Edition Karlsberg



Kultur in der Region

Saar - Mosel - Rhein

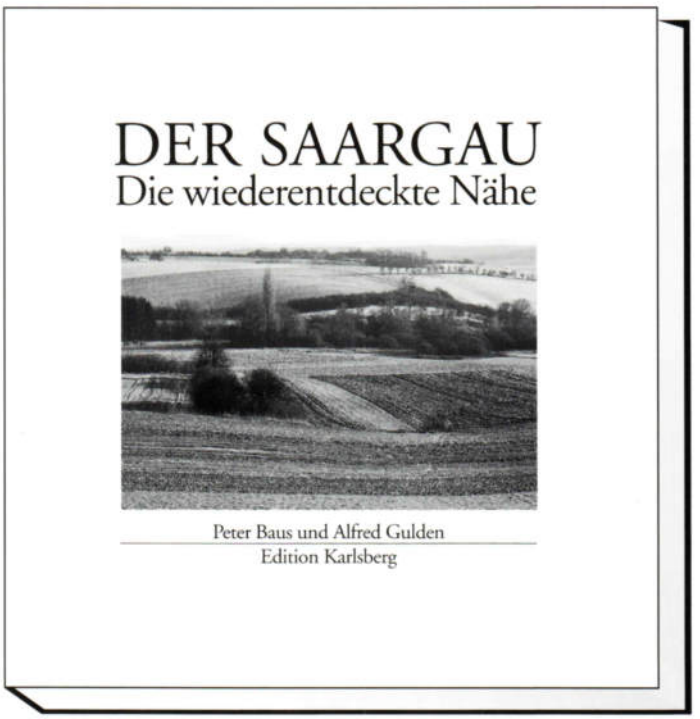
In dem Buch Kultur in der Region beziehen Schriftsteller, Journalisten, Politiker, Wissenschaftler und Vertreter aus dem Kunst- und Kulturbereich Stellung, sie regen zur Diskussion an, offerieren ein kulturelles Mosaikbild aus unserer Großregion Saar, Mosel, Rhein, ein willkürliches und buntes Bild. Neben der Information geht es auch um den Wunsch, Theorie und Praxis dialogfähiger zu machen. Allen Beiträgen gemeinsam ist der Wunsch, offensiv und kreativ grenzüberschreitende Projekte anzugehen.

Rainer Silkenbeumer (Hrsg.)
Kultur in der Region
Saar - Mosel - Rhein
212 Seiten, Englische Broschur
DM 24,-
ISBN 3-930204-10-X

Der Saargau

Die wiederentdeckte Nähe

Alfred Gulden, der Dichter aus Saarlouis, und Peter Baus, der Fotokünstler aus St. Ingbert, haben sich gemeinsam auf eine Erinnerungsreise eingelassen. Und kreieren den deutsch-französisch getexteten Band „Der Saargau – Die wiederentdeckte Nähe". Peter Baus' Bilder ziehen den Betrachter wie magisch hinein in diese Landschaften, Dörfer und Stilleben.
Alfred Gulden hat zu diesen Bildern Texte gedichtet, in denen man die „Wiederentdeckte Nähe" spürt, das Gefühl für Menschen, Atmosphäre und die Poesie der Landschaft.



Peter Baus / Alfred Gulden
Der Saargau - Die wiederentdeckte Nähe
108 Seiten, gebunden
DM 49,80
ISBN 3-923755-49-X